





Die Muse.

Monatschrift
für Freunde der Poesie und der
mit ihr verschwisterten Künste.

Herausgegeben
von
Friedrich Kind.

Januar 1821.
Ersten Bandes erstes Heft.

Leipzig bei G. J. Göschen. 1821.

Inhalt des ersten Hefts.

I.

Ritter Haralds Wanderungen.

Romantisches Gedicht

von

Lord Byron.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Arthur vom Nordstern.

Nach der eilften Ausgabe.

L'univers est une espèce de livre dont on n'a lu que la première page quand on n'a vu que son pays. J'en ai feuillete un assez grand nombre, que j'ai trouvé également mauvaises. Cet examen ne m'a point ete infructueux Je haïssais ma patrie. Toutes les impertinences des peuples divers, parmi lesquels j'ai vécu, m'ont reconcilié avec elle Quand je n'aurais tiré d'autre benefice de mes voyages que celui-là, je n'en regretterais ni les frais, ni les fatigues.

Le Cosmopolite.

Vorwort des Uebersetzers.

An jeden Uebersetzer des allbekannten und vielberühmten Gedichtes von Lord Byron, Childe Haralds Pilgrimage *) wird mit gutem Grunde die Foderung gerichtet, daß, soll seine Uebersetzung als gelungen gelten, die strenge Form der englischen Stanze beobachtet werde. **) Diese Bedingung ist, abgesehn von aller Mitbewerbung um Preisaufgaben, im innern Wesen des Gedichtes gegründet; und dabei nur die Frage vorwaltend: was unter der strengen Form der englischen Stanze eigentlich zu verstehen sey?

*) London printed for John Murray 1814. eighth edition.

**) Urania, Taschenbuch auf das Jahr 1820. S. LIII. in dem Berichte über die Preisaufgaben von 1820.

Die Stanze, deren Lord Byron in dem Schlusse seiner Vorrede zum Childe Harald, besonders in Bezug auf die in ihr liegende Fähigkeit zu großer Mannichfaltigkeit der Behandlung des Dichterstoffs, mit gerechtem Lobe erwähnt, die Stanze, die England noch jetzt nach Spenser, der sie entweder erfand oder in volle Anwendung brachte, benennt, ward, so viel ich weiß, noch nie im Teutschen nachgebildet. Die Eigenthümlichkeit ihres Baues besteht darin, daß in ihren neun Zeilen nur ein dreifacher Reim statt findet, nämlich einer für die erste und dritte, einer für die zweite, vierte, fünfte und siebente, und einer für die sechste, achte und neunte Zeile. Für den englischen Dichter scheint außerdem keine bestimmte Vorschrift in Ansehung des Wechsels zwischen männlichen und weiblichen Reimen zu bestehen, auch liegt es in der Beschaffenheit der englischen, an weiblichen Reimen armen und selbst die zweisylbigen Worte durch Aussprache zusammenziehenden Sprache, daß großen Theils nur männliche Reime gebraucht werden können.

Eine Uebertragung dieser Stanze ins Teutsche setzte sonach voraus, daß diese Spenserstanze zuerst für teutsche Sprache und Dichtkunst geformt und in Anwendung gebracht werde. In sehr verschiedener Weise konnte man dabei verfahren, und ich habe einige Versuche deßhalb unternommen, die mich bald zu der Ueberzeugung führten, der von mir in nachstehender Uebersetzung gewählte Wechsel der Reime sey, wenn auch nicht der leichteste in der Ausführung, doch unsrer Sprache und Dichtkunst am angemessensten. Indem dabei in den ersten vier Zeilen das gewöhnliche Sylbenmaas der Ottave beibehalten wird, bildet zuweilen die fünfte Zeile einen willkommenen Ruhepunkt, tritt mit der sechsten ein neuer weiblicher zweimal wiederkehrender Reim ein, unterbrochen durch den in der sechsten Zeile nachhallenden frühern Reim; die letzte Zeile bietet dann im Alexandriner einen längern Raum für Entwickelung des Schlusses zuweilen in Sentenzform dar, für welche der Alexandriner so überaus geeignet ist.

Nach dieser Auseinandersetzung wird es

klar, daß diese teutsche Spenserstanze in ihren Bildungen schwieriger ist, als die italiänische Ottave; denn wenn diese nur zweimal drei gleiche Reime erfodert, so ist für jene ein vierfacher männlicher Reim vonnöthen. Die Verschiedenheit beider Dichtungsformen ist außerdem einleuchtend. Nach meiner Ueberzeugung ließ sich die Ottave für eine Uebersetzung von Childe Harald nicht anwenden; abgesehn von andern Schwierigkeiten wäre es fast unmöglich, den Reichthum der in neun Zeilen zusammengedrängten Gedanken in nur acht Zeilen vollständig und klar wiederzugeben; dagegen wird eine aus mehr als neun Zeilen geformte Stanze dem Uebersetzer leicht zur Weitschweifigkeit verleiten. Sonach bleibt nichts übrig, als eine passende Nachbildung der Spenserstanze; der hierin gemachte Versuch wird dann einer billigen Beurtheilung sich zu erfreuen haben, wenn der Beurtheiler sich selbst in dieser noch ungewöhnlichen Form, die man nach obigen Voraussetzungen die strenge Form nennen könnte, versucht hat.

Die von einem geschätzten Dichter für das

höchste Ideal der Uebertragung eines fremden Dichterwerks aufgestellte Foderung: — „daß sie geeignet seyn müsse, in dem Leser der einen Nation genau die nämlichen Vorstellungen und Empfindungen zu erwecken, welche das Originalwerk in dem Leser der andern Nation anzuregen im Stande ist“ *) als richtig anerkennend und, ungeachtet der bei der Ausführung vorkommenden Schwierigkeiten, fest im Auge behaltend, hätte der Uebersetzer nichts mehr gewünscht, als dem in der angezogenen Stelle zugleich aufgestellten Ideal durch Ueberdichtung seiner Urschrift sich zu nähern. Der hierauf verwendete Fleiß läßt ihn im Voraus anerkennen, daß er schwerlich Muße finden wird, mehr als die vorliegende Uebersetzung zu liefern, und wie Lord Byron bei dem Erscheinen der ersten zwei Gesänge von Childe Harald äußerte: daß sie lediglich Versuche wären, **) so wird auch der Uebersetzer wahr-

*) Literaturblatt No. 16. Jahrg. 1820. Bl. 61 f.

**) Seitdem sind noch zwei Gesänge erschienen, zusammen vier Gesänge.

scheinlich auf den mit dem ersten Gesange gewagten Versuch sich zu beschränken haben.

Bei einigen Stellen wird man bei der Vergleichung mit der Urschrift vielleicht an der Treue des Uebersetzers im genauen Wiedergeben des wörtlichen Inhalts zweifelhaft werden. Aber diese Abweichungen beruhen auf sehr geprüften und überwiegenden Gründen. Es würde weniger Mühe gekostet haben, diese Stellen, anstatt sie in der Art wie geschehen, zu bilden, wörtlich zu übersetzen; daun würde aber, wie der Uebersetzer mit vollem Grunde von dem Zartgefühle seiner teutschen Landsmänninnen zu hoffen berechtigt ist, jede teutsche Janthe oder Inez dieß Buch unberührt gelassen oder unwillig bei Seite gelegt haben. Hier war Abänderung als Pflicht und einziges Mittel anzuerkennen, um die gänzliche Weglassung zu vermeiden.

Im März 1820.

Nachschrift des Herausgebers.

Laut des, in der Urania für das Jahr 1821. über die zur Preisbewerbung eingegangenen Beiträge, mitgetheilten Berichts, (S. XXVII.) erschien keine der 8 eingelangten Uebertragungen des Childe Haralds zur Aufnahme geeignet. Was in Verfolg der angezogenen Stelle über die Schwierigkeiten einer solchen Uebersetzung gesagt wird, verdient nachgelesen zu werden. Wenn jedoch die Beurtheiler wegen dieser, von ihnen für kaum überwindbar gehaltenen Schwierigkeiten, den Wunsch nach einer völlig unmetrischen Verteutschung zu erkennen geben, so möchten hierin wohl wenige Freunde der Dichtkunst ihnen beistimmen.

Vorrede

zu dem ersten und zweiten Gesange des Gedichts: Ritter Haralds Wanderungen.

Der größere Theil des nachstehenden Gedichts ward niedergeschrieben unter den wechselnden Ereignissen, deren Darstellung es unternimmt. In Albanien begonnen wurden die auf Spanien und Portugall sich beziehenden Theile nach den Beobachtungen aufgesetzt, die der Verfasser in diesen Ländern angestellt hatte. Soviel mußte im Voraus erinnert werden in Bezug auf die Richtigkeit der Beschreibungen. Die Begebenheiten, von denen man Umrißzeichnungen zu liefern versuchte, trugen sich zu in Spanien, Portugall, Epirus, Acarnanien, Griechenland.

Dort hält das Gedicht vor jetzt inne; seine Aufnahme wird darüber entscheiden, ob der Verfasser es unternehmen darf, die Leser durch Jonien und Phrygien zur Hauptstadt des Osten zu führen; diese zwei Gesänge sind lediglich Versuche.

Um Zusammenhang in das Ganze zu bringen, welches dennoch keine Ansprüche auf Regelmäßigkeit hegt, wird ein erdichteter Charakter aufgeführt. Freunde, deren Meinungen ich einen hohen Werth beilege, äußerten mir die Bemerkung: ich würde in den Verdacht gerathen, als habe ich unter des Ritter Harald freierschaffenen Charakter irgend eine wirkliche Person gemeint; es sey mir ein vor allemal gestattet, dieser Voraussetzung zu widersprechen. Harald ist ein Kind der Einbildungskraft für den von mir beabsichteten Zweck. In einigen sehr unbedeutenden und blos örtlichen Eigenheiten könnte Grund zu einer solchen Vermu-

thung vorhanden seyn, in den Hauptpunkten, wie ich hoffen darf, keiner.

Fast überflüssig ist die Erwähnung, daß die in der Urschrift gebrauchte Benennung Childe, wie: „Childe Waters, Childe Childers und dergleichen als mit der alterthümlichen, von mir gewählten Versart mehr übereinstimmend, in Anwendung kam. Das „Gute Nacht“ zu Anfange des ersten Gesangs ward herbeigeführt durch „Lord Maxwell's Gute Nacht in der Borders Minstrelsy, herausgegeben von Scott.

Wenn einige Stellen des ersten, die Halbinsel behandelnden Gesanges mit den verschiedenen über Spaniens Begebenheiten bekannt gewordenen Gedichten einigermaßen zusammen treffen, so kann dieses blos zufällig seyn, da dieß ganze Gedicht, mit Ausnahme einiger Schlußstanzen, im Morgenlande geschrieben ward.

Die Stanze Spenser's ist nach der Meinung eines unserer beliebtesten Dichter, für die größte Mannichfaltigkeit geeignet. Dr. Brattie bemerkt darüber Folgendes: „Vor einiger Zeit begann ich in Spenser's Styl und Stanze ein Gedicht, in dem ich meiner Neigung vollen Spielraum einzuräumen gedenke; Scherz oder Pathos, Beschreibung oder Empfindung, Zärtlichkeit oder Spott sollen abwechseln, wie mich die Laune ergreift; denn das von mir gewählte Versmaas entspricht, wenn ich nicht sehr irre, jeder dieser Dichtungsarten. *) In meiner Meinung durch einen so gewichtigen Ausspruch, wie durch das Beispiel einiger der ersten Dichter Italiens bestärkt, bedarf es für mich keiner Schutzrede, wenn ich ähnliche Abwechslungen in dem nachstehenden Dichterwerk versuchte, davon überzeugt, daß, wenn sie keinen Beifall finden, der Grund des Mißlingens

*) Brattie's Briefe.

weit eher in der Art der Ausführung liegt, als in der Unternehmung, die durch Ariost's, Thomsons und Brattie's Leistungen gleichsam gesetzliche Bestätigung erhalten hat.

An Janthe.

Nicht in der jüngst von mir durchschweiften Gegend,
wo Schönheit sonst den höchsten Grad erreicht,
nicht in Gebilden sich im Herzen regend,
das tief sich grämt, wenn dieser Traum entweicht,
fand ich, wähnt' ich zu finden, was dir gleicht!
Ich sah dich, malte nicht in schwachen Zügen,
mit Farben nicht beim Todesglanz verbleicht.
Wer dich erblickt, ihm kann mein Wort schon gnügen!
Wer dich verehrt, vergißt wie Wort und Werth sich fügen.

Bewahre dir als reife Lenzesblüte
den ädeln Keim und bleibe, wie du bist,
so schön in Form, als innig im Gemüthe,
der Liebe Bild — der Flug nur sey vermißt! —
und mehr als glaublich sonder Trug und List!
Dann schaut sie, die so sorgsam dich erzogen,
wenn jeder Tag für dich ein Lichtpunkt ist,
auch ihrer Zukunft Siebenfarbenbogen,
vor dem das Nachtgewölk der Sorgen hingeflogen.

Daß zweimal ich verlebt schon deine Jahre,
    Des Westen junge Peri, Heil mir dünkt.
Vor deiner Schönheit vollem Schein bewahre
    ich mir den Blick, dem Liebe nicht mehr winkt.
    Beglückt! ich seh's nicht, wenn ihr Glanz einst sinkt!
Beglückter, daß ich Freistatt schon gefunden,
    wenn Jugend Schmerz in vollen Zügen trinkt
aus deinem Blick! Bewundrung frei von Wunden
läßt von der Liebe Qual und Schmerzen mich gesunden.

Laß dieß Gasehlenauge scheu sich wendend,
    bald stiller Mond, bald glänzend Sonnenlicht,
sanft im Umherschaun, im Verweilen blendend,
    auf diesem Blatte ruhn! — Versag' ihm nicht
    das Lächeln, das dem Herzen dann gebricht,
strebt es nach höhern, als der Freundschaft Mächten!
    Viel ist's; gewähr' es. Daß ich dieß Gedicht
der Jugend weihe — wollest drob nicht rechten!
Die reine Lilje laß in meinen Kranz mich flechten.

So wird sich in mein Lied dein Name winden,
    ein mildes Auge, lesend Harald's Sang,
auf Einem Blatt Janthe zuerst dort finden,
    zuletzt vergessen! — Ist mein Lebensgang

vollendet, möge dann ein süßer Hang
zur Lyra deine zarten Finger kehren,
die oft durch mich zu deinem Preis erklang.
Dann denkst du mein! Sprich, kann bei hofnungsleeren
Entsagungen die Freundschaft weniger begehren?

I.

O Muse, Himmelstochter für Hellenen,
nach Minstrellaunen Idealgestalt!
Lockt auch mein Ruf dich, oft von kecken Tönen
verschüchtert, nicht aus Pindus Aufenthalt,
doch hab' ich an Castalia's Bord gewallt,
wo meine Klage Delphis öden Hainen,
dem schwachen Quell, kaum hörbar rauschend, galt. [1]
Nicht weckt mein Ton die Musen fürs Erscheinen
zum Schmuck einfacher Mähr in Liedern gleich den meinen.

II.

In England einst ein junger Ritter weilte,
nicht sonderlich auf Tugendlob bedacht.
Den Tag er zwischen Spiel und Schlemmen theilte,
sein Jubeln quält das müde Ohr der Nacht.

Im Nichtsthun hat er's schamlosweit gebracht!
Bei Nachtgelagen und gottlosen Streichen
hat er nicht sehr auf Erdendinge Acht,
nur ausgenommen Kebsfrau'n und dergleichen
ihm lieb sammt hoch und tiefgebornen lockern Gäuchen.

III.

Man nennt ihn Harald; nicht frommt mir zu melden,
woher sein Nam'? Wie lang sein Stammbaum
währt?
Gnug daß vordem Staatsmänner oder Helden
dem Baum entsproßt und Zweig und Stamm
verklärt.
Am Mark hat auch manch' fauler Ast gezehrt
als Gegensatz von der Altvordern Ruhme.
Ob die Heraldik Gräber rein gekehrt, —
doch giebt nicht Honigsang, nicht Rednerblume
dem Laster Ritterschlag und Platz im Heiligthume.

IV.

Der Ritter sonnt gleich andern lockern Fliegen
sich in der Mittagsruhe Vollgenuß.
Nicht ahnt er, daß im Nachthauch, eisgediegen,
sein kurzer Tag so bald erstarren muß.

Ein Drittheilleben schwand im Zeitenfluß.
Spleen, mehr als Unglück, leitet Harald's Schritte;
er fühlt der Ueberfüllung Ueberdruß,
Britannien haßt der verkehrte Britte,
einsamer scheint es ihm, als eines Klausners Hütte.

V.

Denn er, verirrt im Sündenlabirinthe,
vergütend nie, was er durch Trug gewann,
liebt Eine nur, ob er um Viele minnte,
nur Eine, die sein nimmer werden kann.
Beglückt die Eine, daß sie ihm entrann!
Sein Kuß wär Gifthauch ihres keuschen Lebens!
Der Buhlin Reiz kirrt bald ihn stärker an!
Der Brautschatz sinkt in seinen Schlund vergebens;
häusliches Glück hält er nicht einmal werth des Strebens.

VI.

Am Herzen krank, vermeidet sich zu zeigen
beim Bachanal der Ritter; wie ee schien,
will heiß die Thräne seinem Aug' entsteigen,
doch starrt durch Stolz der Tropfen im Entfliehn.
In düstern Träumen trift man öfters ihn.
Entschlossen ist er, will vom Vaterlande
jenseits des Meers in heiße Länder zieh'n.

Er hofft auf Lust, erscheinend im Verbande
mit der Verändrung, wär's auch an der Lethe Strande.

VII.

Der Ritter scheidet aus der Väter Hallen;
ehrwürdig, weit ist jene Burg, zurück
zur Vorzeit schauend, scheinbar nur verfallen;
denn Stärke stützt so Sims, als Bogenstück.
O Mönchsgebäu! unwürdig dein Geschick!
Wo strenge Regel rief: „Schweig und ertrage!"
singt Paphos Priesterin von Liebesglück!
wähnt sich der Mönch versetzt in vor'ge Tage —
thut heilgen Männern nicht zu viel die alte Sage.

VIII.

Zuweilen gränzt an Wahnsinn Haralds Trauer;
denn aus den Blicken stralt ein Wetterlicht,
als stehe Reuerinnrung auf der Lauer.
Ob's Liebestrug, ob's Angst vor Strafgericht,
weiß Niemand, forscht zum Glück auch darnach nicht.
Denn er gehört nicht zu den bessern Seelen,
die, wenn bei Sorgenflut der Trost gebricht,
zum Rath, zum Beistand sich die Freundschaft wählen;
er kann des Schmerzes Grund, doch nicht den Schmerz verhehlen.

IX.

Und niemand liebt ihn; nicht die Wohlbekannten,
von Nah und Fern zum Gastsaal eingekehrt,
des Tischplaneten ewige Trabanten,
herzlose Schmeichler, nicht des Capwein werth.
Ihn liebt selbst die nicht, als „Sein Lieb“ erklärt.
Wo Pracht und Glanz der Unschuld Werth verdrängen,
wird, wie die Motte sich am Glanz versehrt,
an Eros Fackel sich die Maid versengen,
und Mammon siegen, wo selbst Serafs nichts errängen.

X.

Noch lebt des Ritters Mutter; er vermeidet
sie jetzt zu seh'n — und dennoch liebt er sie.
Auch von der Schwester, ihm so theuer, scheidet
kein Abschied ihn vor langer Irrfahrt Müh'.
Hätt er auch Freunde, Abschied nähm er nie.
Nur wähnt drum nicht sein Herz von Eisenstoffen!
Die ihr sie kennt, die Leidenschaften, glüh
für theure Wesen — vor euch liegt es offen:
Solch Scheiden bricht das Herz, das Heil von ihm
mocht' hoffen!

XI.

Von Heimath, Erbtheil, Burg, Vasallen, Gauen,
vom Dirnenschwarm — mit Händchen wie geschneit,
mit goldnen Locken und den veilchenblauen
Junonenaugen, — ihm zur Lust geweiht,
(sie störten selbst des Mönchs Enthaltsamkeit!)
von Nektarbechern und was sonst geladen
zum Schwelgen, eilt er schmerzlos, weit und breit
im Meere bis zu des Aequator Graden
zu dringen, bis zum Port an heidnischen Gestaden.

XII.

Die Segel füllt ein günst'ger Wind, als freue
er sich, den Ritter aus dem Vaterland
zu führen; fern weicht weißer Klippen Reihe,
die schnell im Schaum, der sie umgab, verschwand.
Bereut nun Harald seinen Unbestand?
So scheint's, doch schläft in seiner Brust verschlossen
das Wort, das nicht den Lippen sich entwand,
indeß in Thränen seine Fahrtgenossen,
in Klagen, fortgeführt vom Windhauch, sich ergossen,

XIII.

Doch als die Sonne neigte sich zum Meere,
faßt er die Harfe, die er vormals schon,

wenn er vermeint, daß ihn kein Lauscher höre,
kunstlos gespielt — Feind jeder Lection!
Jetzt rauscht zum Lebewohl der Harfenton
von seiner Hand im Zwielicht; Winde leiten
von selbst das Schiff; vorbei die Küsten floh'n!
Da tönen in der Elemente Weiten
im letzten „Gute Nacht!" des Ritters Lied und Saiten:

1.

Leb wohl, mein Vaterland, leb wohl,
von blauer See verhüllt!
durch Brandung dröhnt der Nachtwind hohl,
Die Wassermöve schrillt.
Des Sonnenblicks am Flutenrand
der Scheideblick nimmt Acht.
Leb wohl, o Sonne! Vaterland!
Lebt wohl und gute Nacht!

2.

Bald wird der Morgen neu ersteh'n
bei Sonnenwiederkehr;
das Meer, den Himmel werd' ich seh'n,
mein Heimathland nicht mehr.
Verödet liegt mein Ahnenschloß,
kein Rauch steigt draus empor;

im Burghof wächst der Weidenspross,
mein Dogge heult am Thor.

3.

„Hierher mein Knappe, junges Blut!
Was weinst und wimmerst? Sprich!
Erbangt dir bei der Brandung Wut?
Durchschauert Nachtfrost dich?
Streich ab die Thrän'; durch Wellenschaum
das Schiff fährt scharf und leicht,
und unser schnellster Falke kaum
die Luft so keck durchstreicht.“

4.

„„Ob Nachtwind saust, ob Woge bricht,
Furcht keins in mir erregt.
Doch wundert euch, Herr Ritter, nicht,
daß mein Gemüth bewegt;
seitdem ich zog vom Vater mein,
von lieber Mutter fort,
hab' keinen Freund, als sie allein,
euch — und den droben dort!

5.

„„Der Vater mir den Segen gab
und sprach nicht sehr sich aus.

Doch härmt sich meine Mutter ab,
bis wieder ich zu Haus.““
„Genug! Genug! so weine zu!
die Thräne ziemt dir baß!
Hätt' ich ein schuldlos Herz wie du,
mein Aug wär auch wohl naß!

6.

„Komm, wackrer Landsmann von der Wacht! —
Wie ist die Wange bleich!
Verzagst du vor Franzosenschlacht?
frierst du im Wasserreich?“
„„Nicht wird aus Furcht für Gut und Leib
dem Seemann kalt noch heis,
doch, denkt er an das ferne Weib,
die treue Wange weiß.

7.

„„Wo eure Burg am Seestrand ragt,
mein Weib sammt Kindern weilt;
wenn eins der Kleinen nach mir fragt,
welch' Antwort wird ertheilt? — ““
„Genug, genug, o Seemann gut!
Dein Schmerz — wohl ehr' ich ihn!

Doch ich von leichterm Sinn und Mut
will fröhlich weiter flieh'n."

8.

Wer glaubt an Weib und Liebchen's Treu,
an Seelen, schmerzerfüllt,
wenn Glut bald neu, die Flut von zwei
glanzblauen Augen stillt?
Nicht klag' ich um mein Paradies,
Gefahr mich nimmer schreckt.
Auf Schmerz eins wies: daß nichts verließ,
was Thränen mir erweckt!

9.

Nun bin ich in der Welt allein,
in weiter, weiter See.
Was klagt' ich auch ob Andrer Pein,
da Andern fremd mein Weh?
Vielleicht die Dogge heult, durch Hand
des Fremdlings karg genährt;
komm ich dereinst zurück — vom Stand
sie beissend nach mir fährt.

10.

Mit dir, mein Schiff, will zieh'n behend
durch's Meer, weißschäumend dicht!

Zu welchem Land? — Mir gleich! ich fänd'
mein Vaterland doch nicht!
Willkommen Woge! weichst dem Blick
auch du im blauen Schacht —
willkommen Wüsten! Felsenpic!
O Heimath, gute Nacht!

XIV.

Das Schiff fliegt hin; das Land entweicht; es kündet
Biscaya's Bucht ein Sturm, der hier nie ruht.
Vorbei vier Tage; eh der fünfte schwindet,
stärkt das entdeckte Land die Brust mit Muth.
Cintra's Gebirg beut Gruß der Meeresfluth.
Herab stürzt Tejo, reichend dar den theuern,
als fabelhaft gewähnten Goldtribut.
Piloten springen über Bord zu steuern
das Schiff durch fruchtbar Land, versehn mit leeren
Scheuern.

XV.

An Wonne gränzt es traun! zu überblicken,
wie reich die Gottheit segnete dies Land;
wie goldne Früchte alle Bäume schmücken,

wie voll die Flur erglänzt im Prachtgewand.
Verderben stammt hier nur aus Frevlerhand! —
Straft Gottes Macht mit schärfern Geißelstreichen
den sein Gebot verschmähnden Widerstand,
muß glühnder Rache Pfeil dein Heer erreichen,
Harpyengallier, dich aus der Welt zu scheuchen!

XVI.

Wie ist Lisboa hehr emporgestiegen!
Sie spiegelt sich im ädeln Strome dort
von Dichterstolz gepflastert goldgediegen.
Gewalt'ge Kiele ankern hier am Port
wohl hundert, seit Britaniens Bundeswort
dem Volk gebläht von Stolz und Wahn, erklungen,
staubleckend ekelhaft vor jenem Hort
und vor dem Schwert vom Heldenarm geschwungen,
das es dem Grimm des fränkschen Nimmersatt entrungen.

XVII.

Doch trittst du in die Stadt, die himmlisch Allen
und glänzend in entfernter Ansicht scheint,
wirst schwergetäuscht du auf- und abwärts wallen,
weil solche Unlust nimmer ward vermeint.
Hütt' und Pallast unsauber, schwarz, gebräunt!

Umgebungen, die aus dem Schlamme ragen!
Vornehm' und Niedre sind dahin vereint,
nach Reinlichkeit im Anzug nicht zu fragen;
drum fehlt die zweite nicht von Pharaonis Plagen.

XVIII.

Armselge Sklaven — ädeln Bodens Söhne! —
Warum vergeudest an solch Menschgezücht,
Natur, du deine Wunder? — Neue Scene!
denn Cintra's Eden tritt vor das Gesicht.
O welcher Pinsel, welcher Flug ist nicht
zu schwach, nur halb dieß Irrgewind zu malen,
wo Berg und Grund im schönsten Farbenlicht
mehr blenden, als Elisiums Feuerstralen,
die Sänger sich am Thor versunkner Welten stahlen?

XIX.

Der Felsenpic — das Kloster, seine Krone
scheint drauf zu wanken; — Korkbaum, der die Schlucht
bekleidet, Bergmoos von der glühnden Zone
gebräunt, der Thalgrund ohne Sonn' und Frucht,
das zarte Luftblau über tiefer Bucht,
Goldtinten überm Ast das Obst kredenzend,
der Strom, der Ausgang sich im Abhang sucht,

am Hügel Wein, die Weiden Thäler kränzend, —
— dieß All im Blick vereint, im Wechselstral er=
glänzend!

XX.

Nun windet sich der Pfad an Bergesrücken,
verzögert unvermerkt des Wandrers Hast.
Vom höhern Fels wirst Herrliches erblicken;
bald beut dir „Unsre Frau zum Felsen“ =
Rast.
Dort zeigt der Mönch Reliquien dem Gast,
erzählt zugleich viel wunderbare Fälle
von Sündern, welche Rache schnell erfaßt.
Honorius lag hier an feuchter Stelle,
schuf, Eden einst zu schaun, die Welt sich um zur Hölle.

XXI.

Bald hier, bald dort, siehst du auf Klippenpfaden
viel rohgeschnitzte Kreuze; wer dann denkt,
Gelübde sind's, geweiht für Himmelsgnaden,
er irrt, — mit Blut ward Erde hier getränkt!
Denn wo das Opfer hin die Schritte lenkt
und fällt vom Dolch der Assassinenhorden —
hat eine Hand solch ärmlich Kreuz verschränkt;

der Hain, das Thal sind reich an Kreuzen worden
im Land von Blutschuld roth, wo straflos bleibt das
Morden! 3

XXII.

Am Bergesabhang, drunten in Gefilden
steh'n Schlösser, einst bestimmt für Königsrast.
Jetzt düften dort die Blumen nur, die wilden,
doch früher Glanz ist völlig nicht erblaßt.
Noch überragt die Burgen der Pallast.
Du, Vathek, Englands reichster Sohn, erdachtest
dir hier dein Paradies; 4a erwogen hast
du nie: Im Ueberfluß, den du erschmachtest,
reizt Ueberdruß zu dem, was wohl du sonst verachtest.

XXIII.

Hier wohntest du, stets Pläne neu zu fassen,
für Freuden, hier, diesseits des Bergrands Saum;
doch jetzt, als last' ein Fluch drauf, ist verlassen
dein Feenwohnsitz, wie du selbst bist! Kaum
durch Riesenweiden bleibt noch Zugangsraum
zu gähnenden Portalen, öden Zimmern;
Belehrung für ein fühlend Herz: Ein Traum

ist Leben, eitle Freude nur ein Schimmer!
Im trüben Fluß der Zeit gewahrt man? Trümmer!

XXIV.

Das Schloß, wo jüngst die Feldherrn Rath gehalten 4b
— ein Dorn im Brittenauge — schaust du hier.
Ein Zwerg im Pergamentrock, reich an Falten,
grinzt spottend; sein Baret, des Hauptes Zier
hieß Schellenkappe sonst; im Bandelier
hängt ihm ein Siegel samt der Schrift zur Kunde
gefertigt, drauf viel Namen, im Turnier
glorreich bekannt, wo nicht bei Tafelrunde;
der Dämon zeigt auf sie und lacht aus Herzensgrunde.

XXV.

Der Zwerggeist, Marialva's Schloß entflogen,
heißt „Convention" nach jener Ritter Styl,
die er ums Hirn — gab's Hirn dabei — betrogen.
Des Volkes Jubel ward zum Trauerspiel.
Thorheit zerstampft des Siegers Federkiel!
Den Kriegsverlust ersetzt das Ueberlisten;
für solche Feldherrn grünt kein Kranz am Ziel!
Weh Siegern, nicht Besiegten! Helden mißten
den Lorbeer, hingewelkt an Lusitaniens Küsten!

XXVI.

Unwohl fühlt seit dem Marzialkonvente
Britannia beim Namen: Cintra! sich.
Roth würde, — wenn er noch erröthen könnte —
ihr Staatsmann bei des Namens Dornenstich.
O Mitwelt du — auch du, o Nachwelt, sprich:
Wie heißt dieß Werk? Könnt ihr dem Spott entsagen,
wo dieser Feldherrn Stralenglanz verblich,
vor'm Feind' hier siegend, ob aufs Haupt geschlagen? —
Spott zeigt mit Fingern drauf in allen Folgetagen!

XXVII.

So meint der Ritter, als er durch die steilen
Gebirge einsam wandelt; die Natur
zeigt süßen Reiz, doch drängt's ihn fortzueilen
rastloser, als die Schwalbe durchs Azur.
Betrachtung half ihn auf des Rechten Spur;
ihn mahnt Vernunft, der Thorheit Jugendfieber
zu heilen durch unausgesetzte Kur.
Rasch floh der Wahn, der Launen Spiel vorüber!
Als er die Wahrheit sah — da ward sein Auge trüber!

XXVIII.

Auf's Roß! Aufs Roß! Vielleicht für stets zu missen
dieß Land, ihm heilsam, hat er noch einmal

aus der Betäubung Arm sich losgerissen —
nur galt's jetzt Houri's nicht, nicht dem Pokal.
Vorwärts er flieht bei ungewisser Wahl
des Ziels der Wandrung; schwinden, wiederkehren
muß manche Scene, eh des Busens Qual
gelindert wird, der Reisedurst bei schweren
Ermüdungen sich löscht, Erfahrung kann belehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anmerkungen
zum ersten Gesange.

I.

wo meine Klage Delphis öden Hainen
dem schwachen Quell, kaum hörbar
rauschend, galt.
Stanze I. Z. 6. 7.

Der kleine Flecken Castri steht zum Theil auf dem Boden von Delphis. Entlang dem Bergpfad von Chryso trifft man Ueberreste von Grabmählern in und von dem Felsen gehauen: „dieß," sprach der Führer, „das Grabmal eines Königs, der auf der Jagd den Hals brach." Die Königliche Majestät hatte richtig den passendsten Ort für solch eine Unternehmung gewählt.

Unfern und unterhalb Castri ist eine Höhle von unermeßlicher Tiefe; man hält sie für die pythische; der obere Theil ist gepflastert, jetzt ein Kuhstall.

An der andern Seite von Castri steht ein griechisch Kloster; in einiger Entfernung oberhalb zeigt sich eine Spalte im Felsen mit einer Reihe von Höhlen, beschwerlich im Aufsteigen und offenbar in das Innre des Bergs leitend, wahrscheinlich zu der von Pausanias erwähnten corcyrischen Höhle. Von dieser Seite fällt die castalische Quelle herab und der „castalische Thau.“

2.

bald beut dir „Unsre Frau zum Felsen“
Rast.
Stanze XX. Zeile 4.

Das Kloster Nossa Señora de Peña auf dem Gipfel des Felsen. Drunter in einiger Entfernung liegt das Kork-Kloster, wo S. Honorius seine Höhle grub, mit der Grabschrift drüber.

Von den Hügeln herab gesehn vermehrt die See die Schönheit der Ansicht.

Anmerkung des Uebersetzers.

Lord Byron übersetzte: Nossa Señora de Peña: our Ladys house of woe „Unsre Frau zur Pein;“ misgeleitet von dem über Pena ermangelnden Verdoppelungszeichen, da Peña im Spanischen

einen Felsen, Pena, Pein, Qual bedeutet. Hierüber berichtigt, behielt er dennoch die Unrichtigkeit bei, da man, wie er meinte, auch den irrigen Beinamen, wegen der Strenge des Aufenthalts in jenem Kloster rechtfertigen könne. Dem Uebersetzer schien der Grund unausreichend, und eine wissentliche Abweichung von der richtigen Benennung unzulässig; er hielt es für angemessen sich an die wahre Bedeutung zu halten. Das vorerwähnte Korkkloster erhielt seine Benennung von den daselbst, zu Vermeidung des von der Feuchtigkeit herrührenden Nachtheiles, mit Kork ausgetäfelten Mauern und Wänden; es liegt auf dem Gipfel des Cap-Roch und ist eigentlich eine aus mehrern Grotten gebildete Einsiedelei, zu welcher nur ein von der Natur in Felsen bezeichneter gewölbter Weg führt.

3.

im Land von Blutschuld roth wo straflos bleibt das Morden.

Stanze XXI. letzte Zeile.

Es ist bekannte Thatsache, daß in dem Jahre 1809. das Meuchelmorden in den Straßen von Lissabon und in der Nähe dieser Stadt sich nicht

blos auf die Portugiesen unter sich beschränkte, sondern daß täglich Engländer gemordet wurden; dabei war an Abhülfe so wenig zu denken, daß wir vielmehr veranlaßt wurden, nicht uns einzumischen, wenn wir wahrnahmen, daß einer unserer Landsmänner sich gegen seine Bundesfreunde vertheidigte. Einst ward ich auf dem Wege ins Schauspiel Abends um acht Uhr, da die Straßen nicht mehr angefüllt waren, als sie es gewöhnlich zu dieser Stunde sind, einem offnen Handelsladen gegenüber, in einem Fuhrwerk nebst einem Freunde angehalten; wären wir nicht zu gutem Glücke bewaffnet gewesen, dann hätten wir ganz gewiß den Stoff zu einer tragischen Erzählung gegeben, anstatt diese Andern mitzutheilen. Der schändliche Meuchelmord ist nicht auf Portugall beschränkt, in Sicilien und Malta wurden wir Nachts beim Landen auf die Köpfe geschlagen; und nie wird ein Sicilianer oder Maltheser bestraft!

4[a]

Du, Vathek, Englands reichster Sohn,
erdachtest dir hier ein Paradies —

Stanze XXII. Zeile 6. 7.

und zur folgenden Stanze.

Anmerkung des Uebersetzers.

Der Dichter erklärt sich nicht, wen er unter der Bezeichnung „Vathek" meine; darf der Uebersetzer durch Vermuthung erläutern und ergänzen, so drängt sich ihm zunächst diese auf: daß ein nach Portugall ausgewanderter Engländer Mr. Becford-Fonthill dieser Vathek sei. Er war überaus reich und erbaute in der bezeichneten Gegend Portugalls ein prächtiges Landhaus, welches späterhin, als Becford nach England zurückkehrte, in Verfall gerieth.

4[b]

Das Schloß wo jüngst die Feldherrn Rath gehalten —
Stanze XXIV. Zeile 1.

Die Convention von Cintra ward im Pallaste des Marchese Marialva unterzeichnet. Lord Wellinton's spätere Grosthaten haben die Thorheiten von Cintra verlöscht. In der That, er hat Wunder verrichtet, vielleicht den Charakter einer Nation verändert, gegenseitige Vorurtheile ausgesühnt und einen Feind zu Grunde gerichtet, der keinem seiner Vorgänger den Rücken zeigte.

Anmerkung des Uebersetzers.

Die Unpartheilichkeit, von welcher auch der Dichter, wenn er geschichtliche Thatsachen beurtheilt, sich nie entfernen darf, am wenigsten der vielgelesene — erheischt hier eine umständlichere Auseinandersetzung der Kriegsvorfälle, welche der Convention von Cintra vorausgingen, wie der gerichtlichen Verhandlungen über die, für die englischen Feldherren aus dieser Convention entstandenen Verantwortlichkeit.

In der Schlacht von Vimiera ward am 21sten August 1808. unter der Anführung des General Sir Arthur Wellesley (nachher Lord Wellington) von dem britischen Heere ein glänzender Sieg erfochten. Die Stärke dieses Heeres betrug ungefähr 17000 Mann ausschließlich 1600 Portugiesen. Der Herzog von Abrantes (Junot) befehligte die französischen Truppen. Er verlor 13 Kanonen, 23 Munitionswagen, 20000 Patronen und hatte fast 4000 Todte. General Thibaut, Chef des Generalstabes, blieb auf dem Schlachtfelde. General Bernier gerieth verwundet in Gefangenschaft. Der Verlust der Engländer war verhältnißmäßig unbedeutend; noch nachtheiliger wäre die Schlacht für Frankreichs Heer ausgefallen, hätten die Sieger die Flüchtenden nachdrucksamer verfolgt. Auch

wären entscheidendere Ergebnisse für Britaniens Waffen aus diesem glorreichen Siege hervorgegangen, hätte General Wellesley blos seinen eigenen Urtheilen folgen dürfen. Aber am Tage vor der Schlacht war Sir Harry Burrard im Lager eingetroffen, um den Oberbefehl zu übernehmen; am Tage nach der Schlacht traf Sir Hew Dalrymple ein, um Sir Burrard abzulösen; auch war es im Rathe der britischen Minister beschlossen gewesen, diesen durch einen dritten ablösen zu lassen! Zu gutem Glück ließ Sir Burrard den kriegserfahrnen und mit der Oertlichkeit bekannten Wellesley ungestört in den bereits zur Schlacht getroffenen Anordnungen.

Wenige Stunden nach Dalrymple's Ankunft erschien General Kellermann im britischen Hauptquartier, um einen Waffenstillstand zu verabreden, in dessen Folge Portugall von den französischen Truppen geräumt werden sollte. General Wellesley ward vom Oberfeldherrn zur Verhandlung mit General Kellermann ernannt; am 30sten August ward ein in 23 Hauptartikeln verabfaßter Waffenstillstand geschlossen, welcher der kurz hernach errichteten Convention zur Grundlage diente. Der Generalquartiermeister General Murray unterzeichnete von Seiten der Engländer die den Waffen-

stillstandsbedingungen im Hauptwerke entsprechende Convention am 22ten August; Kellermann französischer Seits; Abrantes und Dalrymple ratificirten sie noch an demselben Tage. Nach dieser Convention wurden alle von den französischen Truppen besetzten festen Plätze und Forts des Königreichs Portugall übergeben, diese Truppen verließen Portugall, aber nicht als Kriegsgefangene, sondern mit Waffen und Kriegsgepäck, auch mit allem Geschütz vom französischen Schuß- und Kugelmaas; es ward ihnen die Freiheit zugestanden, bei ihrer Ankunft in Frankreich wieder zu dienen; sie wurden durch auf englische Kosten verschaffte Transportmittel in einen der Hafen Frankreichs ausgeschifft und zwar zwischen Rochefort und l'Orient; eine Bestimmung, welche Frankreichs Beherrscher so gut benutzte, daß dieselbe Mannschaft wenige Monate nachher wieder in Spanien gegen England und die spanischen Patrioten fochten. Der fünfte Artikel der Convention gestand den abziehenden raubbedeckten Truppen sogar zu, alles Armeeeigenthum mitzunehmen, gestattete jedem Einzelnen die Freiheit, über ein Fahrnis aller Art zu verfügen, wobei den Käufern völliges Eigenthum verbürgt ward.

Ein solcher Vertrag mußte nothwendig das Gefühl allgemeinen Unwillens über ganz England

verbreiten. Er ward nicht nur Gegenstand einer Parlamentserörterung; auch einzelne Körperschaften des Volks faßten Beschlüsse über das Unheil, das er über die britischen Waffen verbreite; die Stadt London ließ eine Adresse an den Thron gelangen mit der Bitte um Untersuchung der Bewandniß. Unmöglich kann man glauben, daß General Wellesley bei der Feststellung der Waffenstillstandsbedingungen völlig nach eignem Willen handelte; wahrscheinlich war er durch die ihm ertheilten Verhaltungsvorschriften gebunden: ob aber diese letztern von dem englischen Ministerium oder vom Oberfeldherrn herrührten? dieß ward nie bis zur Klarheit vergewissert. Wellesley war in Verhandlungen zu wohl geübt, er kannte den Werth der militärischen Erfahrungen, die er so weislich erstrebt, zu vollständig, um sie alle mit einem Federstriche aufzugeben.

Kaum kehrte er mit den benannten beiden Oberbefehlshabern nach England zurück, als sie insgesamt auf Untersuchung über die unterzeichnete Convention antrugen. Diese ward ihnen zugestanden und dadurch zugleich das andringende Verlangen so Vieler befriedigt, welche den Thron mit lauten Anforderungen einer Erörterung umlagerten. Ein aus sieben angesehenen Generalen

niedergesetzter Gerichtshof, in dem General David Dundas den Vorsitz führte, erstattete, nach einer langen, mühsamen und in alle Einzelheiten eindringenden Untersuchung, am 22sten December 1808. den Hauptbericht, in welchem er erklärte: daß, wenn auch einzelne Mitglieder der Untersuchungsbehörde in ihren Meinungen über die Angemessenheit der Convention in Bezug auf die Beschaffenheit und den Stand der beiden Heere unter sich abweichend wären, sie sich dennoch in der Ueberzeugung vereinigten, daß die Generale Dalrymple, Burrard und Wellesley unzweideutige Beweise von Eifer und Festigkeit dargelegt hätten.

Diese Erklärung schien nicht deutlich genug; der Herzog York machte dem Vorsitzenden Dundas in einem Schreiben bemerklich, der eigentliche Gegenstand der in der Sache erlassenen königlichen Anordnung: nehmlich die Beurtheilung der Bedingungen, unter denen der Waffenstillstand und dann die Convention geschlossen worden, sei unerledigt geblieben; deshalb habe der Gerichtshof darüber: ob unter den am 22sten August 1808. vorhandenen, nach der gegenseitigen Stellung der beiden Heere zu beurtheilenden Umständen, ein Waffenstillstand rathsam gewesen? Ob im Be-

jahungsfall die Bedingungen des Waffenstillstandes als annehmbar anzusehen? bestimmte Meinung zu eröfnen, auch dabei auf den Umstand, daß britische Truppen eben im Landen begriffen gewesen, Rücksicht zu nehmen.

Der Gerichtshof trat abermals zusammen. Einstimmig billigte er den am 22sten August von Wellesley geschlossenen Waffenstillstand; nur Lord Moira war andrer Meinung. Bei der Erörterung über die Bedingungen der Convention trennten sich die Beisitzer mit drei unter sich abweichenden Stimmen. Hiermit endete der Gerichtshof sein Geschäft, doch ward dem General Dalrymple eine förmliche Erklärung des Königes mitgetheilt, in welcher dessen Mißfallen über die Convention ausgesprochen war.

Während dieser Untersuchung wurden viele thätige und eifrige Bemühungen angewendet, um den General Wellesley auf Kosten des Obergeneral Dalrymple zu rechtfertigen. Wäre solch eine Art der Rechtfertigung nöthig gewesen, so war Wellesley der Letzte, welcher sich dazu enschließen oder Andere dazu anreizen konnte. Er lehnte solche ihm widerstrebende Sachwalterkünste ab und erklärte: er sei mit dem Oberfeldherrn über

den Grundsatz der Artikel einverstanden gewesen, ob er gleich in einigen Nebenbestimmungen andre Meinung gehegt; er habe die Präliminarien auf Verlangen des General Dalrymple, aber nicht in Folge eines Befehls oder einer Aufnöthigung, unterzeichnet. Diese aufrichtige und männliche Erklärung bewirkte einen vortheilhaften Eindruck nicht blos auf die Beisitzer des untersuchenden Gerichts, sondern auf das gesamte Land. In Ansehung des mit General Kellermann geschlossenen Waffenstillstands verneinte er, die Verhandlungen geführt zu haben, und ob er ihn wohl unterzeichnet hatte, lehnte er alle seine Ehre benachtheiligende Folgen ab; gestand zu, daß er es für vortheilhaft gehalten, wenn das französische Heer mit Waffen und Kriegsgepäck Portugall räume, habe jedoch einige andere Bedingungen von geringerm Gehalt nicht für annehmlich gefunden, wobei der Obergeneral seine Einwendungen jedoch nicht beachtet habe. Er setzte hinzu: General Dalrymple habe ihn aus einem andern Zimmer herbei rufen lassen, um den Vertrag zu unterzeichnen; er habe ihn gelesen, die Bemerkung geäußert: „daß es eine Verhandlung ganz besonderer Art sei“ und ihn unterschrieben, ohne sich für dessen Abschluß im Mindesten verantwortlich zu achten.

Im Fortgange der Untersuchung ergab sich, daß als Generalquartiermeister Murray d verabfaßt eei Uebereinkunft zur Vollziehung nach Torres Vedras brachte, man nach dem General Wellesley sandte, — daß er aber nicht kam, weil die von ihm befehlichte Heeresabtheilung bereits an demselben Morgen aufgebrochen sei. Nach allen diesen Umständen ward es unverkennbar, daß auf General Wellesley kein Antheil des Hasses fallen konnte, der sich an die Convention von Cintra heftete; er that Vorstellungen gegen das, was ihm darinnen als sonderbar und außergewöhnlich erschien, mußte aber dem Oberfeldherrn nachgeben; auf dessen Befehl unterzeichnete er das Verhandelte. Wesentlich ist hierinnen der bürgerliche Staatsdienst vom Kriegsdienste unterschieden. Im ersten steht es dem Unterbeamten, welcher im Hauptwerke anders denkt, als sein Vorgesetzter, frei, seine Stelle aufzugeben. Aber im Verhältnisse des Kriegsdienstes ist es Pflicht der im geringern Grade stehenden Offiziers, dem Befehlshaber in alle dem beizustehen, was dieser für den Dienst als erforderlich erachtet. Wer dennoch drauf beharrt, General Wellesley als Theilnehmer an jenem verhaßten Vertrage anzusehen, wem klare, eingreifende, unwiderlegte Zeugnisse nicht gnügen, der besitzt mehr Leichtgläubigkeit oder mehr Vorurtheile, als mit dem

ruhigen, leidenschaftlosen Forschen nach Wahrheit vereinbar sind.

M. s. The life of the most noble Arthur Duke of Wellington etc. etc. by George Elliot. Esq. London 1815. Chap. VII. p. 190 — 213. vergl. mit Bredow Chronik des neunzehnten Jahrhunderts 5ter Band S. 663. ffg.

II.

Bruchstücke

aus:

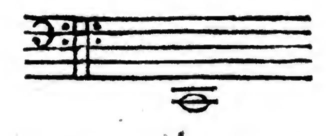
Tonkünstlers Leben.

Eine Arabeske

von

Carl Maria von Weber.

I.



— — Und der Hammer flog aus seiner Gabel, — und einige Saiten gaben kreischend ihr Leben auf. — so hatte der heftig mich übermannende Unwille die Hand auf die Tasten, das leere Notenpapier auf die Erde, den Stuhl um geworfen, und mich selbst empor gerissen, daß ich in langen Schritten mein enges Stübchen durchreiste, obwohl selbst im Unwillen künstlich um alle Kasten- und sonstige Mobiliar-Ecken mich windend.

Was seit Monden in mir Unheimliches mich geängstiget, verstört und gepeinigt hatte, wuchs seit den letzten Wochen zum Unerträglichen heran. Jenes unbestimmte Sehnen

in die dunkle Ferne, von der man Linderung hofft, ohne sich von dem: wie? bestimmte Rechenschaft geben zu können; jenes schmerzliche Regen innerer Kraft, dem das Bewußtseyn des hohen Ideals drückende Fesseln anlegt, an deren Lösung zuweilen alle Hoffnung unterzugehen glaubt; jenes unwiderstehlich gewaltsame Drängen zur Arbeit, in Riesenbildern des Leistenwollens, das eben dann in reine Gedankenlosigkeit sich auflößt und alles Erzeugen wieder innerlich untergehen heißt; dieses Chaos von wogenden ängstigenden Gefühlen, das so oft das Wesen des Künstlers beherrscht, hatte sich auch meiner jetzt gänzlich bemeistert.

Hatte es schon früher oft in kürzern Anfällen Wünsche, Träume und Vorsätze, durch Kunst- und Lebens-Verhältnisse geschlungen, in mir erzeugt, so geschah dieß heute mit Wahnsinns Gewalt.

Des Lebens Lasten ruhten schwer auf mir; gern flüchtete ich von ihnen zur Kunst; aber so wie Kunst nur im Leben, Leben nur in

der Kunst lebt, halfen beide dann auch vereint sich und mich aufreiben.

Schon der Platz am Klavier, den ich, um zu schaffen, eingenommen hatte, war, als mein letztes Hülfsmittel, ein übler Vorbote gewesen.

Der Tondichter, der von da seinen Arbeitsstoff holt, ist beinah stets arm gebohren, oder auf dem Wege, seinen Geist dem Gemeinen und Gewöhnlichen selbst in die Hände zu geben. Denn eben diese Hände, diese verdammten Klavierfinger — die, über dem ewigen Ueben und Meistern an ihnen, endlich eine Art von Selbstständigkeit und eigenwilligen Verstand erhalten, sind bewustlose Tyrannen und Zwingherren der Schöpfungskraft. Sie erfinden nichts Neues, ja alles Neue ist ihnen unbequem. Heimlich und spitzbübisch, wie es ächten Handwerksleuten gebührt, kitten sie aus alten, ihnen längst gelenkgerechten Tongliederchen ganze Körper zusammen, die fast wie neue Figuren aussehen, und weil sie sogleich auch gar nett und rund klingen, von dem bestochenen Ohre,

als erster Richt-Instanz, beifällig auf-und angenommen werden.

Wie ganz anders schafft Jener, dessen inneres Ohr der Richter der zugleich erfundenen und beurtheilten Dinge ist. Dieses geistige Ohr um-und erfaßt mit wunderbarem Vermögen die Tongestalten, und ist ein göttliches Geheimniß, das, auf diese Art und Weise nur der Musik rein angehörig, dem Laien unbegreiflich bleibt: denn — es hört ganze Perioden, ja ganze Stücke auf einmal, und macht sich aus den kleinen Lükken und Unebenheiten, hin und wieder, nichts, indem es, diese auszufüllen und zu glätten, dem spätern, besonnenen Moment überläßt, der das Ganze auch in seinen Theilen bei Gelegenheit besehen, und allenfalls noch hier und da zurecht stutzen wird.

Es will etwas Ganzes sehen, dieses Ohr, eine Ton-Gestalt mit einem Gesicht, daß es einst auch der Fremde wieder erkenne und unter dem Gewühle finde, hat er es einmal gesehen. Das will es, nicht einen zusammengeflickten Lumpenkönig!

Hat nun aber der Sinn so ein Bild erfaßt, und möchte es ausbilden und ehrlich austragen im geistigen Mutterleibe, — denn gut Ding will Weile haben und reifen, — möchte es hüten vor schädlichen Speisen und andern, das Leben des theuren Zeuglings bedrohenden Dingen; und die elenden Hausknechts- und Ministers-Blei- und Gold-Dinge des täglichen Treibens fahren dann so pöbelhaft und lustig grausam dazwischen, der schon im Entwickeln begriffenen Gestalt beim Kopfe durch den Hals, wischen ein Auge aus, trennen einen Fuß vom Leibe, und dergleichen; da bricht die Ungeduld und die Liebe aus, tobend den armen Schöpfer zum Halb-Narren, wenn alles kreuzend sich selbst so durch einander wirft.

Da muß es endlich aufschreien, wie es jetzt in mir that. Fort! Du mußt hinaus, fort ins Weite! Des Künstlers Wirkungskreis ist die Welt! — Was nützt dir hier, im engbrüstigen Verhältniß-Zirkel, der gnädige Beifall eines hochgebohrnen reimschmiedenden Kunst-Mäcens, für eine dir abge-

rungene Melodie zu seinem geist- und herzlosen Wortgepolter? was der freundliche Händedruck der niedlichen Nachbarin, für ein paar hebende Walzer; oder der Beifallruf der Menge auf der Parade wegen eines gelungenen Marsches!? Fort! der Geist suche sich in Andern; und hast du fühlende Menschen durch deinen Genius erfreut, hast du Dir ihr Wissen angeeignet, — dann kehre zur friedlichen Heimath und zehre von dem Erbeuteten!

Flugs packte ich meine vielen Tonkinder und wenigen Habseligkeiten zusammen, umarmte einige Bekannte, die mich Freund nannten, und fort gieng es in das nächste Städtchen auf dem bescheidenen Postwagen, den mir mein Geldbeutel sehr dringend empfohlen hatte. Es war spät Abends; wie stumme Schatten umsaßen mich meine Reisegefährten, und Jugend und froher Muth verhalfen mir bald zu einem ruhigen Schlafe, dessen festen Schleier nicht einmal der Traumgott zu lüften im Stande war.

Dieß gelang im Morgengrau besser der

Hand des begehrlichen Postillions die sich als lebender Klingelbeutel von einem zum andern bewegte.

In herrlich ruhiger Größe entfaltete sich die kommende Pracht des Tages. Das heilige Crescendo der Natur im lichtbringenden Aether erhob mein still ergebenes Gemüth zu fromm heiterer Ahnungs-Regung. Mit froher Zuversicht wendete sich mein Innerstes zu Dem, der das Kunsttalent väterlich in dasselbe gesenkt, das nun mein Leben stempeln sollte, und laut zeugen für Ihn, der alle Kraft allein schenkt und schaffet. Er, der mir dieß Pfand seiner Huld anvertraute, konnte mir wohl nicht versagen, es auch zu lösen; denn ich durfte ja auf meinen reinen Willen mit ehrlicher Selbstzufriedenheit, fast mit ein wenig menschlichem Uebermuthe pochen; konnte mir Zeugniß geben, kein Mittel unversucht, keine rauhe Bahn unbetreten und keine Mühen unangewendet gelassen zu haben, um einst zur Freude meiner Mitbrüder das Walten und Streben meines Herzens entfalten zu können.

Wunderbar wirket stets auf mich die freie Natur, und gewiß ganz verschieden von andern Gemüthern.

Das, wozu sich alle Kräfte vereint hinneigen, — nennt es Talent, Beruf, Genius, wie ihr wollt, — umfängt mit einem magischen Kreise Dein Anschauungs-Vermögen. Deinem körperlichen Auge nicht allein ist ein Gesichtskreis vorgeschrieben, auch Deinem geistigen. Beide kannst Du freilich durch Wechsel Deines Standpunkts verändern; wohl Dir, wenn du vorwärts gehend sie erweiterst! — aber heraus kannst Du nicht. Ja! nicht genug; auch eine, nur dir eigene Farben-Gebung erhalten alle Gegenstände, die sie unwillkührlich dem Grundtone Deines Lebens und Gefühles abborgen; und da ich denn einmal von Ton spreche, so will ich auch gar nicht läugnen, daß alles sich bei mir zu musikalischer Form bequemen muß. Das Anschauen einer Gegend ist mir die Aufführung eines Musikstückes. Ich erfühle das Ganze, ohne mich bei den es hervorbringenden Einzelnheiten aufzuhalten; mit einem Worte, die

Gegend bewegt sich mir, seltsam genug, in der Zeit. Sie ist mir ein successiver Genuß.

Das hat aber seine großen Freuden und seinen großen Jammer. Freude, weil ich nie genau weiß, wo der Berg, der Baum, das Haus steht, oder etwa gar, wie das Ding heißt, und daher bei jedesmaligem Anschauen eine neue Aufführung erlebe. Aber großen Jammer, wenn ich fahre. Da fängt eine gute Confusion an in meiner Seele; dann gaukelt und wirbelt alles durcheinander. Wie jagen, durchkreuzen und rädern sich alle Begriffe und Vorstellungen in mir! Sehe ich stillestehend so recht festen Blickes in die Ferne, so beschwört dies Bild fast immer ein ihm ähnliches Tonbild aus der verwandten Geisterwelt meiner Phantasie herauf, was ich dann vielleicht lieb gewinne, festhalte, und ausbilde. Aber, gerechter Himmel! mit welchen Purzelbäumen stürzen die Trauermärsche, Rondo's, Furioso's und Pastorale's durcheinander, wenn die Natur so meinen Augen vorbeigerollt wird. Da werde ich dann immer stiller und stiller, und wehre

dem allzu lebendigen Drang in der Brust. Kann ich dann auch nicht den Blick abziehen von dem schönen Glanzspiele der Natur, so wird es mir doch bald nichts mehr, als ein buntes Farbenspiel; meine Ideen entfernen sich durchaus von allem Tonverwandten, das bloße Leben mit seinen Verhältnissen tritt herrschend vor; ich gedenke vergangener Zeit, ich träume für die Zukunft. Und somit wehe dem, der, besonders in der ersten Zeit der Reise, auf einen geselligen Nachbar in mir hofft; er ist übel betrogen, und ich am Ende auch: denn mein Geist gebiehrt nichts, als aufsteigende und gleich wieder platzende Seifenblasen, die nicht einmal der Erinnerung werth sind.

2.

Brief an....

Ich habe mein friedliches A. verlassen und mich wieder dem Strudel der Welt Preiß gegeben; ich kann eher die Stürme und Schläge des Schicksals, als sein heimliches Nagen dulden. Uebt sich ja der Krieger in gefahrvollen Spielen, dem Tode trotzen zu lernen; so will auch ich wieder meine Kraft versuchen, um in noch drohendern Ereignissen fest stehen zu können.

Nie habe ich die meist gepriesenen Helden, die hocherhobenen Märtyrer irgend eines Wahns, den sie durch einen Selbstmord oder sonstigen glänzenden Schluß-Akkord ihres Lebens besiegelten, hoch bewundern können. Einmal lodert auch das kleinste Flämmchen auf, und ein Moment (ich möchte ihn den Fokus im Brennspiegel des Daseyns nennen) ist im Leben jedes Menschen, wo er sich zu einer großen That entzündet oder befähigt fühlt. Aber die kleinen täglich wiederkehrenden Un-

fälle des Lebens, diese sind der ächte harte Probierstein, an dem so häufig das glänzende Gold unsrer Philosophen zu gemeinem Metalle herabsinkt.

Wie oft habe ich Gelegenheit gehabt, große Geister, die mir aus der Ferne so achtungswerth schienen, in ihrem engen häuslichen Zirkel zu beobachten, und wie klein wurden sie mir da! Sonst stets gelassen und ruhig, doch zu Hause das liebende Weib mürrisch anfahrend, wegen einer auf einem andern Platze liegenden Kleinigkeit! Groß und gefaßt auf den Trümmern des Staats, ängstlich und verwirrt bei dem Kränkeln einer Lieblingsblume!

So gut ich dieß alles fühle und weiß, so wenig war ich doch bis jetzt noch im Stande, mich zu jener einfach ruhigen Größe zu erheben. Welches Leben ist wohl erfüllter mit widerlich kleinen Zufällen und Erbärmlichkeiten, als das eines Künstlers? Frei, wie Gott, sollte er dastehen im Gefühl seiner Kraft, und gestählt durch die Kunst. Sein dünkt ihm die Welt, so lange er sie

nicht wirklich betritt. Hin und verschwunden sind alle dieß Träume und Kräfte, befindet er sich im schaalen Wirkungskreise der Alltagsmenschen.

Kaum habe ich den Fuß über meine Schwelle gesetzt, so stürmen schon eine solche Menge Erbärmlichkeiten auf mich ein, daß ich, trotz meiner schon gemachten Erfahrungen in diesem Punkte, trotz meines Willens zur Ausdauer, beinahe wieder versucht bin, umzukehren. Wären nicht einzelne Augenblicke im Stande, jahrelange Leiden zu versüßen; wäre nicht das Bewußtseyn, einen Freund zu haben, der mich auch mit halben Worten versteht und fühlt, was sollte aus diesem Drängen und Wirbeln werden, das ewig gebährend in mir kämpft?

Kaum kenne ich Dich; Deine Gestalt schwebt in verklärten Umrissen, von Feuerflammen umgeben wie eine schützende Gottheit, vor meiner Phantasie. Ewig unvergeßlich bleibt mir der Augenblick, in dem wir uns fanden. Im Kampfe mit den Elementen schloß das Schicksal unsern Bund,

den elende Menschen hindern wollten. O! laß mich ihn wieder erneuen, diesen Tag, an dem ich alles verlor, alles fand, — laß mich dabei in die Zeiten zurückträumen, wo ich, von der Hand einer guten Mutter, ach, leider so wenige Jahre geleitet wurde. Erzogen mit allem Aufwande eines wohlhabenden Vaters, sein Abgott, ward mir in früher Jugend die Liebe zu allen Künsten in die empfängliche Seele geprägt; die mir verliehenen Talente entwickelten sich, und waren auf dem Punkt, mich zu verderben; denn mein Vater kannte nur die Seeligkeit, mit mir zu glänzen, fand alles vortrefflich, was ich schuf, erhob mich in Gegenwart fremder Menschen an die Seite unsrer ersten Künstler, und hätte so das in jedem Gemüth liegende Bescheidenheits-Gefühl schonungslos unterdrückt, wenn nicht der Himmel mir in meiner Mutter einen Engel beigesellt, der mich von meiner Nichtigkeit zwar überzeugte, aber doch den glimmenden Funken, dem einst ein schönes Ziel nach hohen Anstrengungen verheißen sey, nicht unterdrückte, sondern nur auf die rechte Bahn leitete. Ich

las Romane; und überspannte meine Begriffe. Ich reifte früh in eine gefährliche Ideen-Welt, sog aber doch den großen Nutzen daraus, aus der zahllosen Menge Helden mir ein Ideal von Männlichkeit zu erschaffen. Mein Vater reiste mit mir; ich sah einen großen Theil Europa's, aber nur wie im Spiegel, wie im Traume; denn ich sah durch fremde Augen. Ich bereicherte mein Wissen, und gerieth, vorher ein bloßer Empiriker, auf theoretische Werke. Eine neue Welt öffnete sich mir; hier glaubte ich den Schatz alles Wissens erschöpfen zu können. Ich verschlang alle Systeme, vertraute blindlings der Autorität großer Namen, unter deren Beglaubigung sie in der Welt standen, wußte sie alle auswendig, und wußte nichts.

Nun starb meine gute Mutter; ohne einen Erziehungsplan gemacht zu haben, hatte Ihr zartsinniges Rechtsgefühl sie den Weg gelehrt, mir Grundsätze einzuprägen, die ewig die Stütze meines Seyns ausmachen werden.

Ich lebte mit Dir an einem Orte, und haßte Dich zwar nicht, aber ich verachtete

Dich; denn immer nur mußte ich von dir hören, daß du, Künstler wie ich, auf demselben Instrumente, einen Weg mit mir wandelnd, mich bitter getadelt, daß Neid dich erfülle, daß Du hinterlistig gegen mich gehandelt. Daß alles dieß aus dem Munde unsrer Tischfreunde und eines aus Liebe für mich blinden Vaters kam, erwog ich Schwacher nicht, und eine herbe Bitterkeit gegen Dich hatte sich meiner bemeistert.

Da unterbrach des Krieges Greuel auch unsere friedliche Ruhe. Du warst kurz vorher von einer Reise mit Ruhm zurückgekehrt, und im Begriff, sie weiter fortzusetzen, indeß ich, angeschmiedet durch die Liebe eines Vaters, der den Gedanken, ohne mich zu leben, nicht ertragen konnte, verbrütete: als räuberische Horden das Städtchen überfielen, und meine Habe ein Raub der Flammen wurde. Ich hatte mich verspätet; um meine Lieblinge, meine Bücher, zu retten, vergaß ich alles, mich selbst. Man gab mich für verloren, als es mir schon gelungen war, mich von der andern Seite des Hauses zu

retten. Doch kaum war ich in Sicherheit auf der Straße angelangt, und hörte, daß Du, mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr, um mich zu retten in den Flammen seyst; da that es einen mächtigen Riß in meiner Brust, als ob das Weltthor der Liebe sich aufthäte; das Flehen des Vaters, das Drängen der Menge, der offenbare Tod konnte mich nicht abhalten, alles das für Dich zu wagen, was Du schon für mich thatest. Durch Feuerwogen, stürzende Balken und betäubenden Dampf drang ich zu Dir, der mich suchte; im Hochgefühl der gegenseitigen Liebesschuld sanken wir uns in die Arme, und schlossen unter dem Toben des Elements und der Gefahr, jeden Augenblick sein Opfer zu werden, den Bund, der sich nie wieder trennen soll.

Wie Du von da an für mich gesorgt, für mich entsagt, Aussichten eröffnet, Wege gebahnt, wie Du liebend Dein Wissen und Deine Erfahrungen, ohne Rückhalt selbst schwer errungener Kunstvortheile, vor mir ausgebreitet, wie Du mir die Welt gezeigt

hast, wie sie ist, nicht, wie sie in meinen Träumen lebte; wie Du mir bewiesest, daß der Mensch doch noch vor dem Künstler komme, und somit mich auch das bürgerliche Leben, seine Verhältnisse und die aus ihm hervorgehenden Begriffe ehren lehrtest — wie soll ich das alles wiederholen und herzählen können. Möge es mir einst nur deßhalb vergönnt seyn, mich zu einer beachteten Höhe zu schwingen, um für Dich zeugen und Dir das beseeligende Gefühl geben zu können, daß Du einen dankbaren Künstler, in der höchsten Ehrenbedeutung, die ich dem Worte beigeselle, durch Deine Reinheit und Wahrheit der Welt gegeben.

So recht aus tiefem Herzwehe preßt sich mir die Thräne in's Auge, wenn ich bedenke, daß eben das, was Du für mich thun zu müssen glaubtest, auch der Grund unsers schnellen Scheidens seyn mußte. Verarmt und hülflos, wie ich da stand, ließest Du mich ärnten, was Du gesäet und vorbereitet. Den Theil Deutschlands, durch den Du eine Kunstreise machen wolltest, wo Du überall

erwartet, gemeldet und empfohlen warst, gabst Du mir hin, versahst mich mit den dringendsten Empfehlungen, die Dir zugedachte Gunst auf mich zu übertragen, und wenn die ungewöhnliche Weise, daß ein Künstler einen andern als Stellvertreter sendet, die Neugierde eines Theils zu meinem Gunsten spannte, und der Sporn, dir Ehre zu machen, mich andern Theils befeuerte, sprich, wem danke ich das alles, als Dir? Dir, den ich verkannte, Dir, der Du aber mit wahrem Künstlerherzen für mich sorgtest, weil Du in mir auch den ächten Beruf zu erkennen glaubtest?

Nur wer eingeweiht ist in die tausend Verzweigungen, die zu einer Kunstreise vonnöthen sind, wie der Ruf des Künstlers in ganz eigenthümlicher Richtung die Welt durchzieht, und der von ihm ausgehende Funke da und dort lebhafte Flamme weckt, indeß er von Andern unerkannt und unbeachtet vorüber zieht, weiß die Größe der Aufopferung zu beurtheilen, die Du mir weihtest. Aber, wahrlich, ich könnte es auch; und wenn

ich dieß in freudigem Trotz und Stolz sage, so weiß ich es eben deshalb vielleicht erst recht auch zu erdenken.

Siehe, lieber Bruder, da ertappe ich mich wieder einmal auf dem seltsamen demüthigen Stolze und der stolzen Demuth, die so wunderbar mich oft erhebt, auch verletzt. Bin i ch nur so? oder darf ich sie mit zur Künstlernatur überhaupt rechnen? Das letztere wäre mir lieb; denn ich bin mir damit nicht klar genug, und mag lieber jener dunkeln Gewalt, die ich einmal als in mir herrschend anerkenne, zu Last legen, was mir nicht so ganz recht an mir ist.

Du lachst, und wirst sagen, das sey die bequemste Art, sich immer rein zu glauben, oder vielleicht sagst du gar, daß ich das mit den Weibern gemein habe? Je nun, sind die nicht eigentlich durchaus geborne Künstler-Naturen? Doch wohin gerathe ich? wahrlich nicht dahin, wo ich heute hin wollte in meinem Briefe; also zur Sache!

Wenn ich früher viel Praktisches geübt, viel Theoretisches erlernt, manche Bemerkung

durchdacht, und namentlich in unserm brieflichen Ideenwechsel manchen einzelnen Gegenstand besprochen und durch Dich berichtigt habe; so fällt es mir doch oft schwer auf, daß alles, was ich weiß, nur so eigentlich zufällig entstanden ist, und meine Bildung aller planmäßigen Folge durchaus entbehrt hat.

Da hat mich denn kürzlich ein verdammter, kluger Doctor medicinae schiefrich gemacht, dem ich Unterricht im Generalbasse gebe, wodurch er sich zu seiner Laute manchen Gesang zu ordnen lernen will.

Der bringt da Warum's so viele, hat so wenig Respect vor irgend eines Namens Autorität, will immer die Sache so in sich selbst beursacht wissen, daß ich manchmal mit all meiner Vielwisserei sehr in's Gedränge komme. Ich fühle es täglich mehr, daß wir nur verbieten und gebieten, ohne zu sagen, warum? und ohne anzuleiten zum Wie.

Es heißt: Ja, Bach hat das so gemacht! Hendel schrieb dieses nicht! Mozart erlaubte sich jenes! Wenn einem nun aber glücklicher Weise etwas einfällt, was die nicht gemacht

haben, so thät es Noth, man strich es gleich wieder weg, weil man mit nichts beweisen kann, daß es auch so seyn darf. Welch ein Mangel an festem Halt und Stützpunkte von Haus aus in der Musik! Gefühl und wieder Gefühl — — Ich habe mir also fest vorgenommen, die Kunst einmal so recht schulgerecht, wie eine andere Wissenschaft zu behandeln; denn man kann doch jedem Jünger andre Dinge sagen:

Erst lernst Du das, dann jenes; aus diesem folgt das, und so weiter, bis Du fertig bist. Fertig? nun ja, natürlich bis auf einen gewissen Grad!

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Dido.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Eduard Gehe.

Personen.

Dido.

Aeneas,

Askan, dessen Sohn.

Achates, ein Trojaner.

Meron,
Antenor,
Pheron, } Männer Tyrischen Stammes.

Anna, Dido's Amme.

Lyris,
Mira, } Frauen Dido's.

Ein Bote.

Volk.

Erster Aufzug.

Geräumiger Platz. Dido's Stadt im Hintergrunde. In der Mitte der Bühne das Grabmal des Sichaeus. Der Morgen graut. Volk steht versammelt.

Meron, zum Volke.

Durch nichts berufen, als des Herzens Stimme,
Hier an Sichaeus Grabe stehen wir,
Und denken gramvoll, wie der edle Mann
Vor sieben Jahren und am heut'gen Tag'
Gesunken in das Netz des Todes, ihm
Gestellt von nahverwandten Händen. Dido,
Die trefflichste, die unglückseligste
Zugleich der Königinnen, von der Wuth
Des rohen Bruders hart bedränget, floh;
Wir folgten ihr, und der Gewässer Zorn'
Entronnen, wie dem Hasse des Tyrannen,
Gelangten wir in dieses Land. Hier baute
Zuerst sie dieses Denkmal ihrem Gatten,
Und, es umgürtend mit der heitern Stadt,

Zum Tode fügte sie das blüh'nde Leben. —
Dies alles vor die Seele ruf' ich euch.
Erinnerung bestandner Schmerzen heiligt
Die Gegenwart und Zukunft. Dido naht —
Laßt in die Schatten stiller Dämmerung
Zurück uns flieh'n, der Kön'gin Leid verehrend.
Es giebt ein Weh, das fremden Trost nicht duldet,
Und einen Schmerz, den sanft die Zeit nur heilt.

Alle ab.

Dido und Anna, letztere mit einer Fackel und einem Korbe mit Blumen, treten auf.

Dido.

Gieb Blumen, Anna, Blumen, dieses Grab
Zu schmücken. Sieh! in lauer Nacht gepflückt
Still bergen sie des Thaues Silbertropfen
In ihrem reinen Schoos.

Das Grab schmückend.

Dir bring' ich sie!
Es ist ein Wahn, daß von der Erde Thal
Die schöne Treue weinend sey geschieden;
Wie tiefe Wunden auch das Leben schlägt,
Es fehlt an Liebe nicht, die sie verbindet,
Und sind es Todeswunden, noch die Urne
Still schmücket mit des Kranzes Zier. Sichaeus!

Geschworen hab' ich, über deiner Asche
Zu wecken eines Tempe's goldne Fluren.
Hab' ich den Schwur gehalten? — Innen Leid,
Und aussen Freude wandl' ich durch die Stadt.
Ach jedes Glück, das um mich her gedeiht,
Zu fragen scheinet es: wo ist dein Gatte,
Daß er mit dir mich fühle und genieße?

Die Urne umfassend.

Ein langes Leben hab' ich noch zu führen
Und weit gestellt ist meines Wirkens Ziel,
Doch einst, wenn ich — unglücklich selbst — das Glück
Verbreitet, bringt der Schattenführer mich
Zu dir. Du reichest mir die Hand, mich leitend
Zu deinen Freuden, deinen neuen Spielen —
Sanft überwölbt von ewig gleichem Tag
Wie glänzt das stille Land, wie ruhig fließt,
Den nächt'gen Gram entführend, Lethe's Strom!

Anna.

Der Liebe Werk hast du vollendet, willst du
Nun geh'n? Kühl weht vom Meer die Morgenluft.

Dido.

Hier ist mein Platz, hier laß mich ruhen, Anna.



Ich sag' dir, heilig ist die erste Liebe.
Des jungen Herzens warmer Flur entsprossen,
Still wächst sie auf, die reine Lilie.
Wie glänzt im Morgenroth des nahen Tags
Ihr Kelch! Die Thränen selbst, von ihrer Brust
Hernieder sinkend in die weichen Gräser,
Die Perlen sind es reiner Seligkeit.
Wer erste Lieb' verletzet, ach der reißt
Vom Lebensbaum den schönsten Friedenszweig,
Ermordet Glück und Ruh. —

Anna.

Das Morgenroth
Erglänzt. Ich weiß, du liebst es nicht, die Bürger
Als Zeugen deines Kummers zu versammeln.

Dido, sich aufrichtend.

Die stille Nacht allein gehört dem Schmerz,
Der heiße Tag der königlichen Sorge.
So laß uns gehen. — Was sind das für Schatten?

Anna.

Jetzt erst bemerk' ich sie. O Königin,
Die treuen Bürger sind es; näher zieht

Die Neigung sie, doch ihre Schritte hemmt
Die Scheu, zu stören dich in deinem Werk.

Dido

auf den Stufen des Grabmals zu den Bürgern, die sich nähern. Es ist Tag geworden.

Kommt näher, seyd gegrüßt! Tief fühl' ich es,
Was dieser Blick mir sagt und dank' es euch.
Und weil zu einer ernsten Feierstunde
Bei diesem Grabmal uns das Herz vereint,
Laßt uns des Jahres stille Rechnung halten.
Gelungen ist uns Vieles — halb und ganz.
Gesäet steht die heil'ge Saat und trägt
In jedem ihrer Körner schon den Keim
Zu künft'gen größern Saaten. Doch zur Kraft
Muß endlich auch die schöne Ruhe treten,
Die alles überschauet, eine Göttin,
Und des Geschaffenen sich freut im Frieden.
So laßt uns, Milde mit der Kraft vereinend,
Still wirken fort und fort. Auf Erden ist
Kein Ruhn, und wie wir jetzt den holden Frühling
Um dieses Denkmal bannen, wird dereinst
Ein neu Geschlecht um unsre eignen Gräber
Die Säulen seines Glückes stellen und
So fort bis zu dem Ende dieser Welt.

Noch eine Bitt'! ich sah die Zwietracht, Bürger,
Selbst in der Hütten Heiligthum sich drängen —
Des Hauses Frieden ist ein köstlich Kleinod,
Trübt seinen Schimmer nicht durch kleinen Zwist.
Wer weiß, wie bald die nächste Unglücksstunde
Auch euch wie mir —

Den Schmerz bezwingend.

Lebt wohl! Viel ist zu thun,
Noch mancher Berg zu beugen, auszurotten
Die breite Wildniß. Ueberwältigend
Der Arbeit Druck laßt uns am Feierabend
Wie junge Götter steh'n im Siegesglanze.

Meron.

Trügt mich mein Auge nicht, o Königin,
So seh' ich nahen einen fremden Mann;
Ein Bote scheint er mir zu seyn vom Fürsten
Des heißen Lybiens, Jarbas, also
Giebt es die Kleidung.

Dido.

Was will mir Jarbas?
Ach meine Bürger, kennt ihr doch mein Leid!
Die schöne Stadt als Mitgift zu gewinnen,
Von allen Seiten strömen Freier her,

Wie Lybiens Tieger wild und roh und schrecklich.
Ein Gräu'l und Abscheu ist mir die Bewerbung,
Verrath an euch begieng' ich und an mir,
Verkauft' ich mich den Lüsten der Barbaren.
Frei will ich seyn, nur euch gehör' ich an.

Meron.

Er naht.

Dido.

So laßt ihn vor, daß ich ihn höre.

Bote tritt ein; er trägt einen Oelzweig und einen Pfeil.

Kennst du das Grab?

Bote.

Wohl kenn' ich's vom Gerücht;
Sichaeus Grab ist's.

Dido.

Ich bin seine Gattin,
Dem Todten treu, wie einst dem Lebenden.
Jetzt rede, was begehrt von mir dein Herr?

Bote.

Zum letzten Male grüßt er dich in Freundschaft;

Du mögest als sein königliches Weib
An seinem Heerde sitzen morgen Abend.
Zu deinen Füßen wird der Löwe ruh'n,
Du aber bringest ihm, wie sich's gebührt,
Als Mitgift zu dein Volk und deine Stadt.
Und willst du nicht, dann wehe, wehe dir;
Denn mit Gewalt wird er das Werk vollführen.
Denn als Brautfackel leuchte Dido's Burg
In Flammen aufgelößt, und Klaggeheul
Der Männer, Kinder, Mütter, Greise sey
Dein Brautgesang.

Pfeil und Oelzweig bietend.

Ich biete Krieg und Frieden;
Was dir gefällt von beiden wähl' es jetzt.

Dido,

nach einer Pause, während welcher sie das Auge auf die Ihrigen gerichtet.

Ich wähle Krieg, und dies magst du verkünden:
Gekommen sind wir über's graue Meer
Zu diesem Land, dem rohen Edelstein;
Ein furchtbar herrlich Chaos ordnend, ringend
Mit der Gewässer Sturz, der Berge Kraft;

Im Schweiße unsres Angesichtes haben
Wir eine Stadt gegründet, uns zum Ruhm,
Zur Freude kommenden Geschlechtern. Und
Jetzt wollt ihr ärndten unsers Fleißes Saat,
Mit räuberischer Hand den Lorbeer pflücken,
Den wir gepflanzt im heißen Sonnenbrand,
Den freien Geist, das frei're Herz einzwängend
In ein verhaßtes Joch? — Nicht also, Bürger!
Ich bin ein Weib, doch aus des Unglücks Armen
Gieng ich hervor kühn, eine Kriegesgöttin,
Wir steh'n für unsre Laren, unsern Heerd!

Volk.

Wir steh'n für unsre Laren, unsern Heerd!

Dido.

Für euren Neid Verachtung zollend, setzen
Wir eurem Haß die Kraft, der Uebermacht
Siegflammende Begeisterung entgegen.
Gleich steht die Waage. — Wie? was sagt' ich? gleich?



Hier keusche Zucht, dort taumelnde Begier,
Hier fromme Glut, die heil'gen Götter ehrend,
Dort Wahnsinn in den Staub sie niederstürzend.
Gelüstet's ihm nach einer Braut, wolan!
An ihrer Fluren Markstein find' er sie,
Statt mit dem Kranz' geschmückt mit einem
Schwerdt.
Und sänk' ich auch in mitten meines Volkes:
Sieh diese Stadt! nicht fehlen wird's an Trüm-
mern,
Die eines Weibes stille Größe laut
Verkünden, eines Weibes, hingemäht
Von roher Männer Wuth.

Sie giebt dem Boten ein Zeichen sich zu entfernen.

Volk, gegen den Boten.

Hinweg und schnell!

Bote ab.

Dido.

Und jetzt, geliebte Bürger, Freunde, Helden —
Errettung gilt es unsres bessern Seyns,
Errettung aus Barbarenhänden — jetzt

Stürmt auf in eurer Kraft! Ich, eure Königin,
Bin unter euch, will tragen, dulden, trösten. —
Und daß ich zwischen mir und meinen Freiern,
Die mit unselig flammender Begier
Krieg bringen in das goldne Land des Friedens,
Den Abgrund öffne, jäh, unüberwindbar:
Vor eurem Aug' mit großem furchtbar'n Eid
Zum zweitenmal dem Schatten des Sichaeus
Verlob' ich mich. Den Tyrern heilig ist
Die erste Lieb', so heischt's uralte Satzung,
Vom heimatlichen Strand mit uns gewandert.
Fluch treffe mich — hört' es ihr Rachegötter —
Fluch treffe mich und ew'ge Schmach, wenn je
In eines zweiten Gatten Arm ich sinke!
Nichts soll von euch mich trennen und von ihm,
Und wie die Nacht mit leichtem Göttertritte
Sanft schwebet über Stadt und Fluren — unter
Dem dunkeln Fittig still gedeiht das Glück,
Sproßt goldne Saat, quillt süßes, heilges Leben
Im Thal, auf Bergeshöhen; also will
Ich meinen Wittwenschleier still und segnend
Ausbreiten über meine Kinder — ach!
Der Liebe Sterne glänzen hell an ihm!

Meron, vor ihr knieend.

Dir leben, sterben wir! Ja, bleib uns treu,
Verlaß uns nicht, du Sonne unsres Glücks!

Volk.

Führ' uns zum Kampf', zum Tod', wir folgen
dir!

Dido.

Bringt Pfeile, bringt der Schilder, Speere Wucht;
Des Krieges Zeichen, weit hintönend, rufe
Den Pflüger von dem Felde, von der Heerde
Die Hirten!

Einem Greise die Hand reichend.

Brüder, Schwestern sind wir alle
Vereint in großer Stunde der Gefahr.

In weiter Ferne dumpfes Geschrei und Waffengeklirr.

Ha, was ist das?

Pheron.

Verrath, Verrath! Noch eh
Der Friedensbote sich von uns gewendet,

Verdeckt vom Flügel dieser dunkeln Nacht
Und dann von jenen Hügeln, die sich an
Dem Meer hinziehen, sind sie eingedrungen —
Schon rauchen Tempel, fließet Blut —

Volk.

Auf! zu
Den Waffen!

Man bringt Waffen und schüttet sie aus. Alle bewehren sich in Hast.

Dido.

Einen Helm, ein Schwerdt!

Zu einem Krieger der ihr Waffen bietet.

Du bringst sie?
Dank dir!

Unter den Bürgern umherschreitend während der Lärm im Hintergrunde forthallt.

Schnell! schnell! es gilt das Vaterland,
Gilt unsre Götter, unserm Heerd! — Sichaeus! —
Der kühnen Schaar der Treuen schweb' er vor,
Und kehren siegreich wir im Abendstrahl
Zurück, so legen wir den Lorbeerkranz —

Den blutigen, ach, nicht durch unsre Schuld! —
In stiller Feier auf sein Heldengrab. —
Auf, meine Bürger! auf zu Kampf und Sieg!

Eilt ab, Alle folgen.

Die Fortsetzung folgt.

IV.

Denkmale.

I.

Gerhard von Kügelgen. *)

(Professor der königlich sächsischen Akademie der bildenden Künste zu Dresden, Mitglied der Akademien zu Petersburg und Berlin. Er ward am 27. März 1820. unweit Dresden ermordet und beraubt.)

Dem Meuchelmord mit Raubsucht kühn verschworen,
auflauernd mit gespreizten Tygerkrallen,
ein köstlich Opfer ist ihm heimgefallen!
Der Künstler fiel — vor seiner Kunststadt Thoren!

---

*) Sein Andenken darf in diesen Blättern nicht fehlen. Deshalb gestatte ich mir diesfalls eine Abweichung von der Regel, nichts bereits öffentlich bekannt wordenes hier aufzunehmen. N. 1. erschien zuerst in der Ab. Zeit. N. 77. vom J. 1820. Von N. 2. wurden 300. Ex. in gr. 4. von dem Verleger dieser Monatsschrift, und 1800. Ex. in kl. 8. auf Herrn Arnolds Kosten gedruckt, und (letztere größtentheils mit der Ab. Zeit.) unentgeltlich vertheilt. Nur sehr wenige der letztern sind, durch ein bald gehobenes Mißverständniß, in den Buchhandel gekommen.

d. H.

Den ächten Priester hat die Kunst verloren,
werth den Genossen, Freunden, Schülern, Allen!
Als Gatte, Vater, Mensch, wie in den Hallen
der Kunst, zu seltner Trefflichkeit erkoren!

Dem Mörder Fluch! wie einst beim Kranichfluge *)
die Schuldigen im Cirkus sich verriethen,
so müsse Nemesis ihn schnell ereilen!
Bringt dar zum Schmuck vom theuern Aschenkruge
die edelsten, die ersten Frühlingsblüten!
Sein Künstlerkranz prangt an der Nachwelt
Säulen!

Arthur vom Nordstern.

---

*) Beziehung auf die durch Schillers „Kraniche des Ibicus“ bekannte Entdeckung eines an einem berühmten Künstler begangenen Mordes.

2.

Gerhard von Kügelgen.

Eine Phantasie.

Gedichtet am Gründonnerstage 1820. als dem Tage seines Begräbnisses.

Wein', o Himmel! birg in Schleier
Dich noch länger, ird'sches Land!
Denn ich klage, Er war euer —
Staub, entflammt von Himmelsfeuer,
Himmelssohn im Staubgewand! —
Und er sank von Mörderhand! —
Wein', o Himmel! birg in Schleier
Dich noch länger, ird'sches Land!

Erschienst du nicht selbst Ihm,
Tochter des Himmels,
Begeisterung? 1)
Erschienst du nicht selbst Ihm,
In der Linken des Wohllauts

Sänft'gende Macht —
Ordnend mit der Rechten
Das gährende, brausende,
Flammende Chaos —
Scheuchend mit Allgewalt
Dunkelnde Wolken —
Rufend mit Herrscherblick:
Es werde Licht! —
Bot'st du nicht selbst Ihm
Die lodernde Fackel,
Zu beseelen den Staub,
Zu entzünden mit Schöpferkraft
Selbst den Prometheus? —
Bot'st du nicht selbst Ihm
Den schimmernden, gaukelnden
Lieblichen Flatt'rer,
Psyche's Beleber einst,
Jetzt ihrer Betrachtung
Sinnigen Traum? —
Lieh'st du nicht selber
Die göttliche Macht Ihm,
Liebreich zu winken
Den tröstenden Brüdern,
Schlummer und Tod?

Schlaf sanft, schlaf süß, Endymion,
Berauscht vom duft'gen Purpurmohn,
In hehrer Sternennacht!
Die holde Göttin nahet schon,
Die deinen Traum bewacht.
Sie naht dir — süß befangen,
Dich nur zu sehn, entzückt —
Bis sie auf deine Wangen
Der Küsse sanft'sten drückt.

Wehe dir! wehe!
Zögernde Luna!
Konnt'st du nicht früher
Senden den Schimmer,
Den zu erretten,
Der deiner Liebe Glück
Liebend verherrlicht?
Konnt'st du nicht früher,
Hellend die Büsche,
Den lauernden Tiger
Warnend Ihm zeigen?
Mußt' Er erblassen,
Aermer, als Philoktet,
Von Allen verlassen? —
Konnt'st du keinen Wandrer senden,

Rettend aus des Räubers Händen? —
Schaue durch's Fenster nun
In seine Werkstatt,
Sieh' dich und färbe
Deinem holden Gebilde
Selbst die blühenden,
Rosigen Wangen bleich!
Leer ist die Werkstatt
Des herrlichen Meisters,
Verwaist seiner Schöpfungen
Heiliger Tempel!
Verwaist das Haus!
Der dich verherrlicht,
Nie kehrt er wieder! — —
Schweif' in den Wald hinaus,
Schweif' in die Flur —
Find'st du Ihn, find'st du Ihn?
Wehe dir! wehe!
Zögernde Luna!
Wache beim Todten nun,
Küsse die starrenden
Wangen des Leichnams!
Glänz' in den perlenden
Tropfen des Blutes!

Spüre des Raubthiers
Blutige Fährte aus —
Was kann es fruchten,
Hüllst du dein Antlitz
Trauernd in Schatten? a)

Auch Hyacinthus Wunden flossen,
Von unglückseel'gem Wurf erschlossen,
Als er im jugendlichen Spiel,
Doch — von der Hand des Freundes fiel:
In Freundes Arm ward süß der Tod,
Und bald sah man die Blume sprossen,
Gemischt den Kelch aus Weiß und Roth,
Weil weinend es Apoll gebot.
O daß auch jetzt der Gott erschiene —
Eröffn', o Erde, deinen Schoos!
Es winde sich die jüngste Blume
Erzeugt zu des Gefallnen Ruhme,
Aus dem von Eis gelös'tem Moos,
Das erste Kind des Frühlings, los,
Geliebt von Schmetterling und Biene —
Die Nachwelt heißt sie: „Gerhardine!“

Kindlich liebt' Er dich, Erde!
Er, deiner Söhne
Einer der Reinsten.

Fliehend mit jedem Lenze
Das Getümmel der Stadt,
Eilt' Er in deine Arme,
Milde Mutter Natur!
Dort, am silbernen Strome,
Der — weinet, ihr Wellen! —
Wohl sein Sterbegeröchel vernahm,
Dort auf grünenden Hügeln,
Reizend mit Reben bekränzt,
Fand er sein Heimathland, 3)
Sein' und des Dioskuren 4)
Freundliche Pflegerin,
Dich, o Hesperia, wieder! —
Hoher Gedanken voll
Irrt' Er in schattigen Gründen,
Weilt' Er am rieselnden Waldquell,
Sang wohl ein liebliches Liedchen,
Lauschenden Freunden zu Lieb',
In die Saiten der Cither,
Seiner Begleiterin —
Und das wallende Grün
Stärkte die freundliche Gluth
Seines sonnigen Blicks,
Und die fächelnde Luft

Ließ auf der Wange des Mannes
Nie den rosigen Hauch
Blühender Jugend vergeh'n! —

Jetzt auch nahte der Lenz,
Und Er harrte sein
Sehnsuchtvoller, als je!
Was ihm lange versagt,
Was wohl Jedem der Ihren
Mutter Erde beschied,
Was des strebenden Mannes,
Wie des ermüdeten Greises,
Letzte Sehnsucht oft ist,
Ward ihm gewähret,
Eigener Boden und Grund.
Schmücken wollt' Er ihn nun
Mit den Farben der Blumen,
Mit der Bäume
Schattendem Grün,
Zur Erquickung der Gattin
Und zur eigenen Ruh'!
Freudig kehrt' Er zurück,
Sah im hoffenden Geiste
Schon die Knospen sich öffnen,
Schon die Zweige sich breiten,

Prangend mit säuselndem Laub' —
Da — wehe! wehe!
Mir versagt sich das Wort! — —

Wein' o Himmel! birg in Schleier
Dich noch länger, ird'sches Land!
Ihm kehrt nie des Frühlings Feier —
Er sank hin von Mörderhand!
Warum riefst durch Haines-Stille
Du kein Warnungswort, Sibylle?
Warum that Johannis Mund
Ihm nicht Offenbarung kund? — —
Dunkel, Ew'ger, ist dein Wille;
Keiner ist, der ihn enthülle!

Prophetisch ist die Kunst —
Hüllte das Düster
Dem Blicke des Sehers
Nur das eig'ne Geschick?
Schwieg nur für das Ihm
Die weissagende Stimme?
Schwieg sie Ihm,
Als Er den Moses gemalt,
Den Eif'rer auf Sinai,
Der das Gesetz gab:
Du sollst nicht tödten!

Bebt' Ihm die Hand nicht,
Rief's nicht im Innern:
Meide das Zwielicht!
Meide die Waldschlucht!
Tödten wird dich ein Bube
Um kargen Gewinn!
Schwieg sie Ihm,
Als Er den David gemalt,
Scheuchend mit Saitenspiel
Sauls bösen Geist?
Bebt' Ihm die Hand nicht,
Rief's nicht im Innern:
Sanftmuth zwingt Wahnsinn,
Nicht der Hyäne
Tückische Mordgier!
Führte der Geist Ihn doch
In jenes Patmos
Mondliche Grotte,
Zeigte Gestalten Ihm,
Wie sie Johannes
Vormals geschauet! — —
Laut brüllen Donner —
Dem tiefsten Pfuhle
Entschwebt der Dämon,

Drachenbeflügelt,
Vernichtung im Blick! —
Wehe! wehe,
Den bebenden Völkern! —
Aber verzaget nicht,
Harret, harret des Herrn!
Sehet den Engel,
Michael, den Gewaltigen,
Mit dem flammenden Schwert'!
Sein ist der Sieg,
Und, gebunden mit Ketten,
Stürzt Satanas
In den flammenden Abgrund!
Er ist überwunden
Durch des Lammes Blut — —
Göttlicher! Heiliger!
Allerbarmender,
Der du am Kreuze starbst
Mußte der Fromme
Leiden den Qualentod?
Mußt' Er ihn leiden,
Deiner Blutzeugen,
Deiner Märtyrer Tod?
Deiner Märtyrer? Ach!

Hätt' Er gelitten um dich!
Muthig hätt' Er gekämpft,
Unter dem Mörderstreich'
Deinen Namen bekannt!
Fromm war sein Herz, 5)
Sanft und liebend,
Wie deines Jüngers,
Wie des Johannis Herz;
Wie deines Geweihten,
Der die Verklärung sah,
Rafaels!
Rafaels, dessen Madonna,
Durch des Erschlagenen Hand
Nochmals der Erde gegeben,
Nun im Heiligthum thront!
Konnt Er nicht sterben vor ihr,
Als sie den häuslichen Heerd
Noch zum Altar erhob,
Im Arm' seiner Lieben,
Schmerzlos gerufen
Zu ihren Himmeln hinauf?
Sterben, wie Rafael –
Starb Er doch auch, wie er,
In der Woche des Leidens,

Als dreihundert Jahre vollendet! 6) —
Aber auch sterben, wie jener,
Die Verklärung im Blick —
Konnt' Er nicht sterben,
Als die ermattete Hand
Mit dem Pinsel nun sank
Von dem verlorenen Sohn, 7)
Und er mit frommen Gemüth,
Aufwärts den Blick, wie das Herz,
Sicher zum Ewigen rief:
Dank, Herr! auch dieß ist vollbracht!

Dämmernd zieht herauf die Nacht,
Und in dumpfen Tönen
Hör' ich Glockenschläge dröhnen —
Sieben Mal — noch ein Mal! — Acht! —
Ha! um diese Stunde
Starrte wohl die Todeswunde,
Und sein Leiden war vollbracht!

Sieh dort!
Der Himmel röthet sich!
Rief sein Blut
In die Wolken hinauf? —
Wehe dir, Blutiger!
Offen wird deine That —

Jetzt — oder einst! —
Und bürg' sie,
Der sie erzeugt,
Der Abgrund der Hölle!

Die Trommet' im Wundertone
Dringt durch Gräber jeder Zone,
Alles fodernd zu dem Throne!

So Natur, als Tod, erbeben,
Wenn Gebeine sich erheben,
Antwort vor Gericht zu geben!

Auf wird man ein Buch dann breiten,
G'nug erfüllt auf allen Seiten!
Um zum Weltgericht zu schreiten!

Sitzt der Richter dann zur Stelle,
Tritt, was je sich barg, in's Helle,
Nichts schirmt vor des Zornes Schnelle!

Röther wird der Himmel,
Heller die Mondennacht;
Durch noch entlaubte Bäume
Schimmert's, wie Sterne,
Und immer größer,
Dunkler geröthet
Wird der Schein.

Das sind Fackeln,
Leichenfackeln —
Ja, sie tragen zu Grabe
Den irdischen Leib,
Und im silbernen Strome,
An dessen Schimmer
Oft sich sein Aug' ergötzt,
Und im silbernen Strome,
Zürnender rauschend jetzt, 8)
Weil er — rauscht nur, ihr Wellen! —
Wohl sein Sterbegeröchel vernahm,
Spiegeln die Kerzen sich,
Die ihn geleiten
Zu der Pforte der Ruh'! —
Leuchtet, ihr Fackeln!
Nicht in den Wellen allein,
Spiegelt euch in den Thränen —
Manche wohl ähnlichen Werths,
Als die ehrenden Perlen,
Die der dreifach Gekrönte
Einst um Urbino vergoß! —
Leuchtet, ihr Fackeln,
Daß das Grab empfange,
Was der Erde gehört!

Aber Er selbst hat vollbracht,
Wandelt nun schmerzlos
Dort mit **Schiller** und **Herder**
Und der Vollendeten mehr,
Die Er der Erde verließ,
In der himmlischen Haine
Ewig grünenden Palmen;
Sein ist die Krone des Lebens
Und gefunden hat Er,
Den schon hier Er erkannt,
Seinen Lehrer und Freund —
Rafael, dich! — —

Ruf' auch uns zu deinen Knechten,
Fern den sündigen Geschlechten
Stell' uns, Herr, zu deiner Rechten!
Wenn auch unser Tag verglommen,
Wenn auch unsre Nacht gekommen,
Ruf' uns, Herr, zu deinen Frommen!

F. Kind.

Anmerkungen.

1) Alle ausgezeichnete Worte deuten auf Werke des Vollendeten. Denjenigen, welche sie gesehen haben, werden auch die kurzen Schilderungen derselben verständlich seyn.

2) Am zweiten Abende nach der schrecklichen That war um dieselbe Stunde (Abends von 7 bis 8 Uhr) eine Mondfinsterniß.

3) Bacharach am Rheine war seine Vaterstadt.

4) Gerhards v. K. Zwillingsbruder ist der berühmte Landschaftmaler Karl v. K. Beider Aehnlichkeit war so groß, daß Lord Bristol, ein Gönner des letztern in Italien, als er Gerhard zu München traf, ihn für jenen, in Italien zurückgebliebenen ansah, und schwer vom Gegentheile zu überzeugen war. Wer beider Bildnisse, von Gerhard v. K. in Miniatur gemalt, gesehen hat, wird dieß sehr begreiflich fingen.

5) Lindernd, tröstend und erhebend sind oft für die Lebenden Worte der Todten. So stehe denn hier eine Aeußerung des Vollendeten, die ich gewissenhaft verbürgen kann. Ich war durch zwei Gedichte nach seinen Bildern: der gute und der böse Geist, *) näher mit ihm befreundet worden. Er

*) „Den guten Geist" s. in meinen ges. Ged. Bdch. 2. S. 10. ff. — Sollte eine, kurz vor der Schlacht bei Jena, in Leipzig auf

hatte, als Ausnahme von der Regel, auf mein und unsers gemeinschaftlichen (späterhin am 8 Sept. 1819. in der Elbe verunglückten) Freundes Hartknoch Ersuchen, sich entschlossen, eine Zeichnung zum ersten Theile meiner Gedichte zu liefern. Er wählte hiezu, mit einigen Abändrungen, eine Copie seines Bildes: Begeisterung, welche von W. Böhm in Kupfer gestochen ward. Als Er hierauf dieß Bändchen Gedichte gelesen hatte, sagte Er mir Manches, was der Freund dem Dichter so gern sagt, setzte aber hinzu, daß Er doch einen Anstoß gefunden. Ich bat Ihn, mir diesen anzugeben. Da nannt' Er die Stelle in: „Dichters Morgengebet" (B. I. S. 6.)

So kling' denn, Harf', so kling', Gemüth!
So lang' der Himmelsfunken glüht.
Doch lischt die Flamm' am heil'gen Heerd',
Dann, Höchster, nimm mich von der Erd'!

„Dieser Wunsch" — sagte Er — „ist nicht fromm. Auch wenn der Himmelsfunken verlischt, darf der Künstler nicht seinen Tod wünschen. Er kann ja dazu bestimmt seyn, durch schwere, lange Leiden geprüft und geläutert zu werden!" — So dachte, so fühlte der Gottergebene, so sprach Er mit Wärme und der festesten Ueberzeugung!

---

noch unerklärte Weise abhanden gekommene Abschrift des zweiten Ged. „Der böse Geist," sich in den Händen eines Freundes befinden, so würde mich derselbe durch ihre Mittheilung um so mehr erfreuen, da die Vermuthung, daß eine zweite Abschrift sich unter Kügelgens nachgelassenen Papieren auffinden würde, nicht in Erfüllung gegangen ist.

d. H.

6) Rafael starb bekanntlich am Charfreitage 1520.

7) Das letzte Werk des Meisters, kurze Zeit vor seinem Tode vollendet.

8) Der Elbstrom ist seit einigen Tagen aus seinem Ufer getreten.

3.

An meinen ehrwürdigen Freund Münchhausen zu Swedestorp. *)

Gruß und Handschlag Dir in Deinen Mauern,
Wo der Geist der Väter Dich umweht!
Wo Dich ernste Bilder sanft umschauern,
Deine Sonne freundlich niedergeht;
Wo Marianens liebevolles Weben
Täglich frische Rosen flicht in's Leben;
Wo die Söhne hofnungsreich erblühn,
Töchter Dich mit ihrem Reiz umziehn.

Träumend weilt' ich oft in unsern Hainen
Von der Berge Tannenschmuck umkränzt;

*) Die bekannte Dichterin Arnoldine, geb. Weissel, Gattin des Bergraths Wolf in Smalkalden, sandte dieses Gedicht zwei Tage vor ihrem Tode an den edlen Sänger Münchhausen,



Wollte dann auf Deiner Burg erscheinen,
Wenn Dich Ostars Silberlicht umglänzt,
Wollt' einmal in Deinen stillen Räumen
So, wie Du, von großen Thaten träumen;
Und im Spiegel zarter Phantasie
Sah ich Deines Lebens Harmonie.

Sinnend blickt der ächte deutsche Ritter
Hoch vom Wartthurm auf den stolzen Gau,
Sieht des Aehrenfeldes muntre Schnitter
Und sein Grün der heerdenreichen Au;
Denkt der Thaten, die in diesen Thalen
Aus der Vorwelt Schooß herüberstralen;
Heldenschatten sieht er auf der Flur,
Wo einst Herrmann Römerrache schwur.

Seume's Freund. Sie hatte diesen Schwanengesang auf der Bettdecke niedergeschrieben, doch den Ihrigen, vorzüglich ihrem Gatten, nichts davon gesagt, damit man die Vorahnung ihres Todes nicht darin finden möchte. Am 22. Febr. 1820. gieng sie in ein besseres Leben über. Vielleicht werde ich durch den verehrl. Einsender in den Stand gesetzt, über das Leben und die Schriften der Verewigten Einiges in diesen Blättern mitzutheilen.

d. H.

Dann, in traulich süßer Dämmerstunde,
Nimmt er seine Harfe von der Wand
Und, mit Vater Ossian im Bunde,
Singt er Freiheit, Liebe, Vaterland;
Und die traute Priesterin des Schönen *)
Lauscht so gern des lieben Sängers Tönen,
Schmückt ihn freundlich mit dem Bardenkranz
Und erhöht der treuen Liebe Glanz.

So geführt durch liebliche Gebilde
War ich oft im Geiste schon bei Dir;
Du auch reichst die Hand so lieb und milde,
Gabst noch jüngst der Freundschaft Probe mir.
Danken sollte meine kleine Leier,
Daß zu meiner Silberhochzeitfeier
Ein geweihter lieblicher Gesang
Deinem reinen Saitenspiel entklang.

Da erfaßten mich der Krankheit Fesseln,
Seufzend schmacht' ich unter ihrem Druck,
Und es wandelt sich in gift'ge Nesseln
Meiner Silberkrone Feierschmuck.
Fürder wird kein frohes Lied gesungen,
Meiner Lyra Töne sind verklungen,

*) Mariane.

Und ich weihe dem mein Schwanenlied,
Der mir einst des Sängers Kunst verrieth.

Denke meiner in den letzten Leiden,
Wenn ich kämpfe mit des Fiebers Gluth;
Denke mein, wenn unter Trauerweiden
Sanft die abgestreifte Hülle ruht.
Abgeschüttelt sind dann alle Sorgen,
Drüben schimmert mir ein beßrer Morgen,
Und, wo Sterne auf und niedergehn,
Blüht uns einst ein frohes Wiedersehn.

Schmalkalden, am 20. Febr. 1820.

Arnoldina Wolf geb. Weissel.

Leider war's prophetisch wahr gesprochen,
Dieses Wort, das mir in's Leben drang,
Die Arnoldaharfe liegt zerbrochen,
Ewig schweigt ihr lieblicher Gesang.
Ach! in meiner Wehmuth möcht' ich fragen:
Wer kann diese Saiten wieder schlagen?
Alles stumm? Der Königsschwan entflieht!
O, wer singt mir wieder solch ein Lied??

Münchhausen.

V.

Nachwort.

Diese Monatschrift soll Unterhaltung mit Forschung und Belehrung möglichst vereinigen, und sich, so weit dieß ihre Gränzen gestatten, über Alles verbreiten, was für Freunde der Poesie und ihrer Schwesterkünste angenehm und anziehend seyn kann, vorzüglich über das Neueste desselben. Unterstützt, nicht blos von den Mitarbeitern an der frühern, in vieler Rücksicht ähnlichen Halbjahrschrift: die Harfe, sondern auch von noch mehren allgemein gekannten und geehrten Schriftstellern, darf der Herausgeber hoffen, hinter diesem Vorsatze nicht zurück zu bleiben. Es erhellt jedoch von selbst, daß sich in Einem, ja in Einigen der ersten Monatstücke, der dem Ganzen zu Grunde liegende Plan unmöglich entfalten könne; deshalb werde hier den Rubriken derjenigen

Artickel eine Stelle vergönnt, welche wir, theils durch bereits vorhandene Materialien, theils durch zahlreiche Zusagen gesichert, zu liefern gedenken. Diese Rubriken sind:

1. Original-Gedichte.

2. Ueberdichtungen und metrische Uebersetzungen vorzüglicher Poesien der Ausländer.

3. Erzählungen, keine Gattung dieser Dichtungsart ausgeschlossen, mithin ernsten und fröhlichen, sentimentalen und humoristischen Inhalts.

4. Bruchstücke aus größern, noch nicht in Druck erschienenen Schauspielen, ingleichen ganze kleine Theaterstücke.

5. Biographische Skizzen und einzelne Mittheilungen aus dem innern und äußern Leben bekannter Dichter, Künstler und Gelehrten.

6. Kleine Reisebeschreibungen und andere Schilderungen, insofern sich selbige für Freunde der Künste und Wissenschaften vorzüglich eignen.

7. Reliquien — noch unbekannte

Aufsätze und dergleichen aus den Papieren geachteter und berühmter Verstorbener.

8. Denkmale — Gelegenheitsgedichte im bessern Sinne des Wortes, Erinnerungen an lebensgeschichtliche Ereignisse. Hiebei kann nur von solchen Denkmalen die Rede seyn, welche, wenn nicht in doppelter Hinsicht, wenigstens wegen des Gefeierten oder Feiernden, auf größere Theilnahme rechnen dürfen.

9. Theoretische — polemische — satyrische Aufsätze und Abhandlungen über Gegenstände der Literatur und Kunst.

10. Beurtheilungen, Antikritiken, Berichtigungen, Anfragen und Anzeigen über bedeutende, bereits ans Licht getretene, oder noch zu erwartende Erscheinungen im Gebiete der Poesie, der Musik, der Malerei, der Schauspielkunst u. s. w., artistische Curiositäten, Miscellen.

Hiebei ist in Voraus die Zusicherung zu ertheilen, daß die Verfasser der meisten Beiträge sich nennen werden. Wegen derjenigen aber,

wo dieß nicht der Fall seyn möchte, stehe hier, ein für allemal, diese Erklärung:

Noch immer ist der Herausgeber seiner bereits früher ausgesprochenen Meinung *) zugethan, daß die öffentliche Kritik nur durch Nennung der Kritiker zu der ihr gebührenden Würde wieder gelangen könne. **) Das Wenige, was seiner Ansicht entgegen gesetzt worden ist, hat ihn nicht vom Gegentheile überzeugt; manche mündlich und schriftlich an ihn gelangte Erklärungen sachkundiger Männer, manche Wirkungen der obangegebenen Aufsätze und manche spätere Entdeckungen und Erfahrungen konnten nur dazu dienen, ihn in seiner Ueberzeugung zu bestärken. Dahingegen ist nicht in Abrede zu stellen, daß, so lange in Hinsicht auf öffentliche Beurtheilungen die Nennung des Namens nicht allgemeines

*) S. Fragen und Rügen, in der Abendzeit. 1820. N. 35. 47. 57.

**) Vermuthlich wird in einem der künftigen Hefte über diesen Gegenstand noch ausführlicher gesprochen.

Gesetz wird, der Genannte gegen den Ungenannten jederzeit im Nachtheile stehe. Sonach muß der Herausgeber die öffentliche Angabe oder Nicht-Angabe der Namen lediglich dem Gutbefinden der verehrlichen Einsender anheimstellen, und sie können, wenn ihnen die letztere zweckmäßiger scheint, auf die strengste Verschwiegenheit rechnen. Möglichste Unpartheilichkeit und Gründlichkeit, verbunden mit dem für Gebildete und Gelehrte ziemenden Anstande, darf er von seinen Freunden ohne Weiteres versprechen.

Daß es ihm schlüßlich nicht zustehe, die Ansichten seiner Herrn Mitarbeiter, auch wenn sie mit den seinigen nicht übereinstimmen, den Lesern zu entziehen, oder die Freimüthigkeit im Ausspruche Anderer auf irgend eine Weise zu beschränken; daß man mithin sehr unrecht handeln würde, wollte man wegen des von einem oder dem andern der Herrn Mitarbeiter gefällten Urtheils den Herausgeber für feindlich gesinnt halten, dieß ist wohl jedem klar, dem über Dinge dieser Art ein Urtheil zustehet. Sollte dessen ungeachtet manch-

mal der Erfolg der anjetzt nur allzugewöhnliche seyn; so wird der Herausgeber diese, wie so manche bereits erfahrene, von einer Redaction, wie es scheint, unzertrennliche Unbill, nach Befinden der Umstände, stillschweigend zu ertragen wissen.

Dresden, im December 1820.

Kind.

Von dieser Monatschrift erscheint mit Anfange jedes Monats ein Stück, in einen Umschlag mit den sächsischen Nationalfarben: grün und weiß geheftet, von wenigstens 8 Bogen, dann und wann mit Umrissen oder andern schmückenden und erläuternden Beilagen bekleidet. Drei Stücke bilden ein Bändchen. Der Preis des ganzen Jahrganges ist 6 thlr.

G. J. Göschen.

Buch für Kinder gebildeter Stände.

Zweites Bändchen

von

Ernst von Houwald.

Leipzig bei G. J. Göschen.

Preis 1 thlr. 20 gl. geheftet.

Der geistreiche Dichter der Freistatt, des Bildes und des Leuchtthurms giebt in diesem zweiten Bändchen seines mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Kinderbuches, zwei Schauspiele, welche als Meisterstücke auch Erwachsenen großes Vergnügen machen werden. Nächst diesen Dramen sind Erzählungen, Mährchen, Romanzen, Charaden und Räthsel in dem Kinderbuche enthalten und Alles, selbst die Charaden und Räthsel, sind als Bildungsmittel für die Jugend benutzt, und sind edle Früchte eines tiefen Gemüthes und des poetischen Geistes eines liebenden Vaters zu seinen Kindern.

Fünf, von den Meistern in ihrer Kunst, Böhm und Fleischmann, sehr schön gestochene Kupfer werden die Jugend ergötzen, ohne ihren Geschmack zu verderben.

Van

Van Dyck's Landleben.

Malerisches Schauspiel

von

Fr. Kind.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Leipzig bei G. J. Göschen.

Preis 1 thlr. 12 gl.

Diese mit dem Bildniß Van Dyck's, von Fleischmann gestochen, und mit einem schönen allegorischen Umschlag gezierte Ausgabe, hat als Vermehrung eine Abhandlung erhalten, über **malerische Schauspiele und damit verwandte Gegenstände.** Diese Abhandlung giebt den Gesichtspunkt an, aus welchem malerische Schauspiele beurtheilt werden müssen, und enthält zugleich Urtheile über sieben in neuerer Zeit erschienene malerische Dramen anderer Verfasser. Die Schauspieler finden hier zur Erleichterung der Aufführung eine Schilderung der Haupt-Charaktere in dem Stück: Van Dyck, und die Leser Einiges über die Aenderungen, welche der Verfasser für gut gefunden hat.

Die Muse.

Monatschrift
für Freunde der Poesie und der
mit ihr verschwisterten Künste.

Herausgegeben
von
Friedrich Kind.

Februar 1821.
Ersten Bandes zweites Heft.

Leipzig bei G. J. Göschen. 1821.

Inhalt des zweiten Heftes.

I.

Ritter Haralds Wanderungen.

Aus dem Englischen des Lords Byron
übersetzt
von
Arthur vom Nordstern.

(Fortsetzung.)

XXIX.

Zu kurzer Rast mag Mafra Anlaß geben, 5

Sitz einer Königin einst — unbeglückt;

wo Kirchen unter Schlössern sich erheben,

Hochamt und Festschmauß wechselnd ward erblickt.

Hofschranz und Mönch — gepaart wohl ungeschickt!

das „große Thier von Babylon," verschrieen

vorlängst, führt Baue hier so reich geschmückt,

daß man vergißt die Blutschuld, möchte knieen

vor Pomp, der Schminke oft der bleichen Schuld geliehen.

XXX.

Fruchtbietend Thal, romant'sche Hügel — (wären

die Menschen drauf wie Bergeslüfte frei! —)

Landschaften, die den Blick mit Lust verklären,

durchwallt der Ritter, Gegenden ihm neu!

Langschläfer sprechen zwar: das Wandern sey

vergebne Jagd; sie schau'n von ihren Pfühlen

auf weite Fahrt mit wahrer Reisescheu;

doch euch, o Lebensfülle, Bergluftskühlen,

nie darf Gemächlichkeit drauf hoffen euch zu fühlen.



XXXI.

Das Hochgebirg verschmilzt in Schwarz dem Seher;
die Thäler minderüppig abgeschrägt
zu unermeßnen Ebnen, treten näher,
begränzt von Wolken nur; das Auge trägt
nach Spanien, wo der Hirt die Zelte schlägt
für Fließe, die dem Kaufmann baß gefallen.
Jetzt Hand ans Schwert der Hirt für Lämmer legt,
denn Spanien fiel in wilder Feinde Krallen!
Steht Alles nicht für Eins, droht Unterjochung Allen!

XXXII.

Wo sich die beiden Königinnen grüßen,
Hispania, Lusitania — Schwestern zwar,
doch eifersüchtig oft, da, meint ihr, müssen
Grenzmahle steh'n abwendend Kriegsgefahr?
Stellt sich Sierra's stolzer Gipfel dar?
Wogt Tejo hier? Baut zum Ersatz von Beiden
Kunst eine Chinamauer? — Nein, fürwahr!
Hier sind nicht Wälle, Ströme, Felsen, Haiden,
wie dort Hispanien und Frankreich Klüfte scheiden.

XXXIII.

Ein Silberbach kann hier zwei Reiche trennen,
wettkämpfend oft; auf jedem Grasbord drückt

Ein Reich den Bach, den Nachbarn kaum benennen.
Hier schaut der Hirt auf seinen Stab gebückt,
wie Well an Welle in dem Bächlein zückt,
so friedsam, ob an ihm oft Feinde fechten.
Der Landmann hier, stolz wie ein Grande, blickt
vergleichend sich mit Lusitaniens Knechten,
verächtlich hin auf sie, die Schlechtesten der Schlechten.

XXXIV.

Wo die vereinte Mark wir überschreiten,
die dunkle Guadiana rollt entlang.
Dumpfbrausend, tosend in den Wogenbreiten,
wie ein bekannter alter Volksgesang.
An diesem Bord sah man im Heeresdrang
den Mohr, den Ritter, stahlerglänzend streiten.
Geschlecht, Kraft, Keckheit finden Untergang
hier, wo der Dülbend wie der Helm entgleiten
im Blutstrom, vollgepreßt vom Feind zu beiden
Seiten.

XXXV.

O Land, das Thaten und Natur verschönen!
Wo ist die Fahn' einst in Pelago's Hand?
als Gothenblut im Kampf mit Sarazenen
(sie lockt verrätherisch Caya's Graf ins Land!)



hinströmt wie Bergesflut! 7 — Der Halbmond
schwand!
Roth glänzt das Kreuz! Es weht Hispaniens Sohne
das Siegspanier; fortflieh'n zum eignen Strand
die Räuber; Wiederhall trägt aus der heißen Zone
von Afrika den Wehruf maurischer Matrone!

XXXVI.

Erhielt nicht jedes Lied den Stoff von Siegen? —
Ach — höhres Loos ist Helden nicht vergönnt!
Wenn Stein zerstäubt, Erinn'rungen verfliegen,
ein Volkslied noch den dunkeln Zeitpunkt nennt! —
Stolz! senk in dich den Blick, daß er erkennt,
wie Macht zusammenschrumpft im Volksgedichte!
Den Ruhm bewahrt nicht Erz noch Pergament!
Der Sage mußt du traun im einfachen Berichte,
wenn Truggunst starb, wie du, dich anschwärzt die
Geschichte.

XXXVII.

Wacht, Spanier, auf! Vorwärts! Zum Waffentanze!
der Ahnen Göttin, Ritter, euch entbot!
Doch nicht wie sonst schwingt sie die blut'ge Lanze,
nicht fliegt im Sturm ihr Helmbusch purpurroth!
Sie würde flieh'n, vom Pulverblitz bedroht!

Jetzt ruft sie donnernd durch die Feuerröhre
in jedem Schuß: „Auf! Freiheit oder Tod!“
Tönt schwächer heut ihr Ruf für Waffenehre,
als da sie Helden pries an Andalusia's Meere?

XXXVIII.

Horch — hört ihr schreckvoll Hufe wiederhallen?
Das Schlachtgetös' vom Forst her? Schwerterschlag?
Wen traf er? — Brüder? — Glorreich ist gefallen,
wer nicht dem Zwingherrn knechtisch fröhnen mag,
nicht Zwingherrnsklaven! — Grauenvoller Tag!
Von Fels zu Fels herab sich ziehend, deutet
das Feuern an, daß tapfre Schaar erlag.
Auf schweflichen Siroccowinden reutet
der Tod; es bebt das Volk, wo Mars laut dröhnend schreitet.

XXXIX.

Seht auf dem Berg' ihr dort den Riesen? Glühend
im Sonnenblick blutrothe Locken weh'n?
Die Todeswehr in Feuerhänden sprühend?
Das Aug, versengend, was es angesehn,
rollt rastlos jetzt, jetzt scheint es stillzusteh'n —
blitzt fernhin jetzt! Zu seinen Füßen, ehern,

Verwüstung lauscht, merkt an, was schon geschehn.
Drei Nationen werden heut sich nähern,
für seinen Blutaltar bestimmt zu Lorbeermähern!

XL.

Bei'm Himmel! prächtig ist der Anblick (nimmer
für den, deß Bruder oder Freund steht hier,)
in Sonn' und Luft gemischter Waffen Schimmer,
verschiedner Scherpen buntgewobne Zier.
Wie wackre Doggen zieh'n ins Kriegsrevier,
die Fänge knirschend! Keiner will da fehlen!
doch beim Triumph fehlt Mancher! Beutegier
betrog, wo sich das Grab darf Beute wählen,
die Wut vor Freude kaum kann Reihn der Opfer zählen.

XLI.

Drei Feinde opfern ihr; drei Sprachen tönen
seltsam im Siegsgebet; der Banner drei
entwehend stolz die bleichen Wolken höhnen.
London! Paris! Madrid! — sind Feldgeschrei!
der Feind, das Schlachtthier und der Parder, frei
für Alle kämpfend sender Lohn, sie reiben
sich auf — als ob daheim schlecht Sterben sei —

in Talavera's Thal, Krähn zu beleiben,
zu düngen tod das Feld, draus Keins sich läßt ver-
treiben.

XLII.

Verwesung folgt den eiteln Paladinen!
„Ja! Ruhm hier Lorbeern ihren Hügeln wand!" —
— Wortprahlerei! — Spielzeug seht hier in ihnen,
zerbrochnes Spielzeug, das Tirannenhand
wegwarf zu Tausenden, erobert Land
mit Menschenherzen pflasternd statt mit Steinen.
Wofür? Für Wahn! — Despotenmacht ist Tand,
darf eigen keine Spanne Lands vermeinen,
als die, wo die Gebeine modern bei Gebeinen!

XLIII.

O Albuera, glorreich Feld der Thränen!
Wenn hier der Reisende sein müdes Roß
durch's Blachfeld spornte — ach wer konnt' es wähnen,
wie bald hier Blut vermischter Feinde floß!
Den Todten Friede! — Der Triumphsgenoß,
er finde Lohn durch Ehre, durch Gepränge.
Bis Andre fallen, andern Häuptlings Troß,
kreist rund ihr Nam' in der erstaunten Menge,
Stoff für den Leiermann und für die Volksgesänge!

XLIV.

Genug von Schlachtengünstlingen! Gewähren
laßt sie bei'm Lebensspiel, wo Ruhm besticht
um Dasein; Tausend, Einen zu verklären,
hinsinken — Ruhm belebt die Asche nicht!
Wohl grausam wär's, wo Vaterland und Pflicht
aufrufen, um den Zweck des Streits zu streiten; —
auf Leben gilt — auf Freiheit nie Verzicht!
Leicht fielen sie in kleinern Fährlichkeiten,
wo nicht im engern Pfad, wo Wegelagrer leiten!

XLV.

Harald reis't schnell, allein; sein Pfad sich kehrte
hin, wo Sevilla unbezwungen ruht.
Ist sie noch frei, des Räubers Vielbegehrte? —
Bald dringt Eroberung ein — ihr Fuß in
Glut! —
sie bräunt die Häuser, jetzt so schön, mit Blut! —
Nichts hilft es, mit dem Schicksal Kampf beginnen,
wo die Verheerung pflegt raubgier'ge Brut!
Sonst stünden Troja's noch und Tyrus Zinnen,
die Tugend siegte, nicht dürft' Mordsucht Raum
gewinnen!

XLVI.

Den Schicksalskampf kaum ahnend, den bedrohten,
giebt's Schmaus und Sang hier, Lust neuausgedacht
zum Zeitvertreib; denn diesen Patrioten
sind fremd die Wunden ihres Lands! — Zur Schlacht
ruft nicht das Horn — ein Ständchen wird gebracht!
Thorheit führt nach wie vor den Fastnachtreigen!
Lustdirnen wandern durch die Mitternacht
mit allen Lastern großen Städten eigen —
— doch, was die Nacht verhüllt, hüllt keuscher Sang in Schweigen!

XLVII.

Nicht so der Landmann und sein Weib! Sie schicken
den späh'nden Blick nicht aus nach dem, was fern,
ob ihren Weinberg sie versengt erblicken
vom heißen Kriegsdampf. — Ach, der Abendstern
sieht den Fandango, sonst belauscht so gern,
nicht wirbeln mehr beim Ton der Castannetten!
O kennetet ihr das Glück, das ihr, die Herrn
der Welt, verscheucht, ihr brächt der Ehrsucht Ketten!
die Trommel würde ruh'n, ihr Heil die Menschheit retten.

XLVIII.

Der lust'ge Maulthiertreiber, Liedchen singend
Zur Stärkung auf dem Pfad durch Thal und Höh',
Zum Ton der muntern Glöcklein, seltsam klingend,
was singt er? Psalm? Romanze? Liebesweh?
Nein! wo er hinzieht, tönt's: Viva el Rey! 8
Gedämpften Tons verwünscht er jene Tage,
wo der schwarzäugige Adon die Fee,
hier waltend nach der allgemeinen Sage,
an Frankreichs Herrn verrieth, daß dieser sie verjage!

XLIX.

Auf weiter Ebne, wo im Hintergrunde
die Felsen krönt des Maurenthürmleins Rest,
des Hufschlags einzeln tiefvernarbte Wunde
der Brandfleck auf der Flur erkennen läßt:
der Feind kam ungebeten hier zum Fest!
Wachtfeuer hier des Heers, versucht in Kriegen!
Hier stürmten Bauern kühn ein Drachennest!
Sie zeigen drauf sich brüstend ob den Siegen,
auch auf die Klippen oft verloren, oft erstiegen.

L.

Wer uns begegnet, trägt der Treue Zeichen
an Mütz' und Hut, die Schleife karmesin; 9

sie lehrt, wer Gruß verdient? wem auszuweichen?
Weh Jedem, welcher öffentlich erschien,
bürgt dies loyale Merkmal nicht für ihn!
Scharf ist das Messer, jäh der Stoß! Mit Zagen
und Reue würde Frankreichs Krieger flieh'n,
geläng's den Dolchen, unterm Rock getragen,
in Säbel Scharten, Nägel in's Kanon zu schlagen!

LI.

Bei jeder Wendung zeigt Morena's Spitze
die Batterien hochtrotzend, erzgestählt.
So weit das Auge reicht, die Berghaubitze,
Die Vorpost und die Spähwacht, so nie fehlt,
das Streitroß, unterm Schilfdach angepfählt,
der Weg, zerstört, des Grabens Ueberfluten,
die Felsenschlucht, zum Speicher gut gewählt,
der Pfahlvermach, die funkensprühnden Zünder,
beim Spitzsäulkugelwerk, sind nahen Kampfs Verkünder. 10

LII.

Doch er, deß Augenwink bereits Despoten
von schwäch'rer Art vom Sessel warf, er läßt
Verzug vorwalten, eh der Geissel Knoten
herabfällt; bald auf dieser Straße preßt

sich Mann an Mann im Zug; es muß der West
von dem Weltgeißler das Gesetz annehmen.
O Spanien, welch grauser Tag! das Nest
der Geier, deren Flug du nicht magst lähmen,
stürzt deiner Söhne Schaar herab zu Hades Schemen!

LIII.

Der Jüngling, Edle, Tapfre muß er fallen,
zu mehren Eines Häuptlings Unglücksmacht?
Giebt's zwischen Spaniens Sturz und Räuberkrallen,
giebt's zwischen Sklaverei und Grabesnacht
kein Drittes? darf das Schicksal, welches wacht
für uns, zurück gerechte Bitten weisen? —
Umsonst ist was Verzweiflung kühn vollbracht? —
des Patrioten Opfer? — Rath des greisen
Geschlechts? der Jugend Glut? die Mannesbrust von
Eisen?

LIV.

Drum steht auch Spaniens Tochter auf zum Streite,
hängt die Guitarre auf, der Saiten baar,
am Weidenast, kämpft an des Britten Seite
ächtmännlich, kühn in Thaten und Gefahr;
und sie — nahm sonst sie eine Narbe wahr,
schallt' ihr ein Eulenschrei als Todeszeichen,

erblaßt, halbtod, — sieht jetzt der Kämpfer
Schaar
mit Baionet und Säbel, warme Leichen
tritt ihr Minervenfuß, wo Mars schier möcht' ent-
weichen.

LV.

O hättet ihr, ob solcher Abenteuer
verwundert, sie in schön'rer Zeit erschaut!
Das schwarze Aug', verspottend schwarzen Schleier,
gehört im Mädchenkreis vielholden Laut,
gesehn das Lockenhaar, dran sich nicht traut
des Mahlers Kunst, den hohen Liebreiz ihrer
Gestalt so weiblich fein und leicht gebaut —
nie meint ihr, Saragossa sah in stierer
Gorgone solchen Blick im Sturm- und Angrifs-
Führer.

LVI.

Ihr Liebling sinkt — sie hemmt unzeit'ge Zähre;
Camraden flieh'n — sie darf den Tod nicht scheu'n;
ihr Feldherr todt — sie füllt den Platz der Ehre;
es flieht der Feind — nachsetzend dringt sie ein!
Wer sühnt des Lieblings Geist so blutigrein?
Wer kann dem Feldherrn schön're Opfer senden?

Wenn Männern bangt, wer hofft noch? — Sie
allein!
Wer wird zuletzt vom fliehnden Feind sich wenden,
vor Schanzenbatterie'n besiegt von Weiberhänden? 11

LVII.

Doch Spanierinnen sind nicht Amazonen,
nein, in der Liebe Zauberreichen Fee'n.
Wetteifernd mit dem Mann um Siegerkronen,
gewohnt im grausen Phalanx vorzugeh'n,
ists doch nur Taubenzorn, der in den Höhn
die Hand pickt, die den Freund bedroht mit Streichen.
In Sanftmut, wie in Treu, voran sie steh'n
krankhaft geschwätz'gen Frau'n in fernen Reichen —
sind ädlern Sinns — an Schönheit ihnen zu ver-
gleichen.

LVIII.

Das Siegel, welches Amor's Finger drückte
ins Kinn ihr, deutet auf ein weich Gemüth. 12
Die Lippen — selig, wen ihr Kuß entzückte! —
sind Rosen nur für Heldenlohn erblüht.
Welch rasche Glut aus diesen Augen sprüht!
Umsonst zehrt Phöbus an dem Roth der Wangen,

durch seinen Liebesdruck erst vollerglüht.
Wer trägt nach nord'schen, bleichen Frau'n Verlangen
kraftlos, wie aus dem Reich des Styx hervorgegangen?

LIX.

Bleibt fern mr, all ihr Zonen, oft besungen!
Fern mir, ihr Harem's dieses Lands, wo jetzt
mein Saitenspiel ertönt in Huldigungen
der Schönheit, selbst vom Weiberfeind geschätzt!
Mehr als die Houri, die ein Hauch verletzt
der Morgenluft, ob Eros zähmt die Winde,
ein schwarzbraun spanisch Mädchen reizt — ergötzt.
Sein Paradies trifft Mahon dort, erfinde
schwarzäugige Peri's [13a] dort in Hispaniens Kinde!

LX.

O du, Parnaß! [13b] den ich jetzt überschaue
nicht mit des Träumers Aug', vom Wahn umweht,
nicht in vom Sang erschaffner Landschaftaue,
nein, wild, in der Gebirge Majestät,
im Vaterlandzenith schneeweis erhöht!
Was Wunder, wenn mein Lied will aufwärts schweben!
Ein schlichter Pilger, der vorübergeht,
darf seinen Ton in deine Echo's weben,
ob sich von deinen Höhn nicht Musenschwingen heben.

LXI.

Ich träumte oft von dir, deß Name Allen
glorreich ertönt dem Dichtergeist verwandt.
Jetzt seh' ich dich und fühl's beschämt: verhallen
muß schnell mein Ton von Saiten schwach gespannt.
Denk' ich all deiner Priester, früh genannt
in beßrer Zeit, — dann Schauer mich durchzücken,
stumm sink' ich hin aufs Knie, wie fest gebannt,
schau in die Wolken, die dich mir entrücken
und denke schweigend froh: ich darf ihn doch erblicken!

LXII.

Ich, glücklicher als hohe Barden, denen
der fernen Heimath Loos als Fessel galt,
die sich nach diesen Heiligthümern sehnen —
ich sähe sie — und bliebe stumm und kalt?
Zwar ward zum Musengrab ihr Aufenthalt,
auch floh Apoll die Grotte sonst sein eigen;
ein milder Geist doch diese Flur durchwallt,
seufzt in der Frühluft, schützt der Höhle Schweigen,
führt mit Kristallenfuß am Musenquell den Reigen.

LXIII.

Von dir hernach. — Immitten meiner Stanzen
strich huldigend beim „Hier" ich mit vorbei;

vergaß mein Spanien einzeln und im Ganzen,
sein Schicksal, werth dem Feind der Tyrannei,
Und schied vom „Hier" vielleicht nicht thränenfrei. —
Zurück zum Ziel — doch von dem heil'gen Raume
vergönnt ein bleibend Angedenken sei!
ein Blatt von Daphne's nie vergehndem Baume —
und deines Priesters Wunsch — er gleiche nie dem
Traume!

(Der Beschluß folgt.)

Anmerkungen.

5.

Zu kurzer Rast mag Mafra Anlaß geben.

Der Umfang von Mafra ist ungeheuer; er enthält einen Palast, ein Kloster und eine prachtvolle Kirche. Die sechs Orgeln sind die schönsten, die ich, was äußern Schmuck betrifft, jemals sah; wir hörten sie nicht, doch versicherte man uns, daß ihre Töne mit ihrem Glanze übereinkämen. Mafra wird das Escurial Portugall's benannt.

Anmerkung des Uebersetzers.

Zu derselben Stanze Zeile 2.

Sitz einer Königin einst — unbeglückt.

Königin Maria Franciska Isabella; sie fiel 1792 in eine Gemüthskrankheit, die 1799 in Wahnsinn überging.

6.

der Landmann hier, stolz wie ein
Grande, blickt
vergleichend sich mit Lusitaniens
Knechten u. s. w.

Stanze XXXIII. Zeile 7. 8.

Ich habe den Portugiesen geschildert, wie ich ihn fand; daß er seitdem, wenigstens an Herzhaftigkeit, sich besserte, ist offenkundig.

Anmerkung des Uebersetzers.

Allgemeine Urtheile solcher Art über die Gesammtheit eines Volks ausgesprochen, sind selbst durch die dem Dichter sonst von Horaz zugebilligte quid libet audendi potestas nicht zu rechtfertigen. Nachdrucksamer als der Zusatz, worin der Herzhaftigkeit der Portugiesen wenigstens für neuere Zeiten Gerechtigkeit wiederfährt, sprechen dafür die Zeugnisse, welche Lord Wellington nach dem Treffen von Busaco der kriegerischen Einsicht und Unerschrockenheit der Portugiesen in dem Berichte vom 30. Septbr. 1810. ertheilte und welchem Marschall Beresford mit ausgezeichnetem Lobe beistimmt.

M. s. the life of the Duke of Wellington by Elliot. S. 331. 333. 616.

7.

als Gothenblut im Kampf mit Sara-
zenen
(sie lockt verräthrisch Cava's Graf
ins Land,)
hinströmt wie Bergesflut!

Stanze XXXV. Z. 3. 4. 5.

Graf Julians Tochter, Spaniens Helena; Pelagius bewahrte seine Unabhängigkeit in den festen Plätzen der Asturien und die Abkömmlinge seiner Nachfolger errangen den Preis des Widerstands durch die Eroberung von Granada.

Anmerkung des Uebersetzers.

Diese unvollständige Angabe bedarf erläuternder Ergänzung.

Muhammed, Stifter der nach ihm benannten Religion, starb im Jahr 683; seine Landsleute, die Araber oder Sarazenen, überschwemmten bald darauf den größesten Theil von Asien und Afrika, und drohten der ganzen damaligen Welt Unterjochung. Im Jahre 710 veranlaßte die Ruchlosigkeit und Grausamkeit des westgothischen Königs in Spanien Witisa, einen bürgerlichen Krieg; Roderich oder Rodrigo stieß ihn vom Throne; wurde aber selbst späterhin des Throns von jenem Volke, dem er nicht widerstehen konnte,

beraubt. Der Graf Julian, dessen Tochter Rodrigo entehrt hatte, lud die Sarazenen ein, in Spanien zu landen, und bot nebst dem Erzbischof von Sevilla, Oppa, dem Feinde allenthalben hülfreiche Hand. Beide gingen in offner Schlacht zu den Sarazenen über. Muza, Vicekönig von Afrika, vollendete unter dem Chalifen Walid die gänzliche Eroberung Spaniens. Die meisten Städte unterwarfen sich ohne Widerstand; die sich widersetzten, wurden mit Gewalt bezwungen und dem Feuer und der Plünderung Preis gegeben. Nur Pelagius, ein Prinz von königlichem Geblüt blieb seiner Pflicht getreu; als er nicht länger das Feld gegen die Ungläubigen behaupten konnte, zog er sich in die asturischen Gebürge zurück, wohin ihm viele Christen folgten. Hier stiftete er im Jahre 718 ein kleines Königreich, welches er mit Tapferkeit vertheidigte und seinen Nachkommen hinterließ.

M. s. Geschichte des heutigen Europa, aus dem Englischen von Zöllner. 1. Th. S. 18. folgende.

8.

„Nein! wo er hinzieht tönt's: *Viva el Rey!*"

Stanze XLVIII. Z. 5.

„Viva el Rey Fernando!" Lang lebe König Ferdinand! in diesem Ausrufe vereint sich der Schlußruf der meisten patriotischen Gesänge der Spanier; dagegen drücken sie besonders das Mißfallen an dem Könige Karl, dessen Gemahlin und dem Friedensfürsten aus. Ich hörte viel solcher Lieder; einige von ihnen haben schöne Gesangweisen. — Godoy Principe de la Paz, zu Badajoz an der portugiesischen Grenze geboren, diente ursprünglich in der spanischen Leibgarde, bis seine Persönlichkeit die Augen der Königin auf sich zog und ihn zum Herzog von Alcudia u. s. f. erhöhte. Diesem Mann schreiben die Spanier allgemein die Verwüstung ihres Landes zu.

9.

— an Mütz und Hut die Schleife karmesin.

Stanze L. Z. 2.

Die rothe Hutschleife mit: „Fernando Septimo" in der Mitte.

Bemerkung des Uebersetzers zur letzten Zeile.

clear the cannon's smoke.

Dieß „Vertreiben des Kanonendampfs“ würde für den angegebenen Zweck sehr unzureichend seyn; „der ins Kanon geschlagene Nagel,“ wodurch das erstere unbrauchbar wird, war daher als wirksam hier aufzuführen.

10.

die funkensprüh'nden Zünder
beim Spitzsäulkugelwerk sind nahen
Kampfs Verkünder.

Stanze LI. Z. 8. 9.

Wer eine Batterie sah, erinnert sich der Pyramidalform, (spitzsäuligen Form) in welcher die Kugeln und Ladungen aufgerichtet sind. Sierra Morena war in jedem Engpaß, durch den auch der Weg nach Sevilla führte, befestigt.

II.

— vor Schanzenbatterie'n besiegt von Weiberhänden.

Stanze LVI. letzte Zeile.

So waren die Kriegsthaten des Mädchen von Saragoza. Als der Verfasser zu Sevilla war, ging sie täglich im Prado, geschmückt mit Denkmünzen und Ordenszeichen, welche ihr die Junta ertheilt hatte.

Anmerkung des Uebersetzers.

Bei der denkwürdigen Belagerung von Saragoza ward die Batterie, (der Geschützwall) vor dem Thore, Portillo genannt, gegen welche der Feind vorzüglich anstürmte, heldenmüthig vertheidigt. Sie ward einigemal vernichtet, eben so oft unter dem Feuern des Feindes wiederhergestellt. Hier vollführte ein Mädchen eine Heldenthat, fast einzig in der Kriegsgeschichte. Augustina Saragoza, ungefähr zwei und zwanzig Jahr alt, ein hübsches junges Mädchen aus der geringern Volksklasse, hatte angewiesenermaaßen Erfrischungen an die besetzten Thorposten zu bringen; sie kam zur Batterie von Portillo, eben als das Geschützfeuer der Franzosen die Batteriebesatzung bis auf den letzten Mann getödtet

hatte. Die Bürger und Soldaten waren für den Augenblick ungewiß, ob sie das Geschütz ferner bedienen sollten; da entriß Augustina, vorwärts sich stürzend über Verwundete und Todte, einem getödteten Feuerwerker die Zündruthe, und brannte einen Sechsundzwanzigpfünder ab. Dann schwang sie sich auf das Kanon und legte das feierliche Gelübde ab, es während der Belagerung lebend nicht zu verlassen; ihre Mitbürger, angereitzt von dieser kühnen Großthat zu neuen Anstrengungen, warfen sich stracks in die Batterie und eröffneten ein verstärktes fürchterliches Feuern gegen den Feind.

Augustina nennt sich selbst: „die Frau von Saragoza;“ ihre Gesichtsfarbe ist gebräunt; ihr Anstand sanft und gefällig; ihr Benehmen ächtweiblich, ungezwungen und freundlich. Auf einer Armschleife trägt sie drei gestickte Auszeichnungen zur Erinnerung von drei Vorfällen, in denen sie ihre Unerschrockenheit bewährte; sie erhielt sie von ihrem glorreichen Feldherrn, General Palafox. Nie spricht sie von ihren eignen Heldenthaten, aber stets mit Begeisterung von den mannichfachen glorreichen Vorfällen, an welchen Andere während dieser denkwürdigen Zeit Antheil hatten. Im Laufe dieser Belagerung brach ein pestartiges Fieber unter den Belagerten aus.

Uebermaaß von Ermattung und Kummer über den hoffnungslosen Zustand der Stadt stürzte den heldenmüthigen Vertheidiger Palafox in Wahnsinn; er konnte, als die Franzosen Saragoza einnahmen, keine Anstalten für seine persönliche Sicherheit treffen. Augustina hemmte die Pest, welche die Straßen mit ihren Opfern bedeckte. Sie hatte sich zu sehr ausgezeichnet, um nicht die Aufmerksamkeit der Franzosen auf sich zu lenken; als Gefangene ward sie in ein Lazareth geschafft, dessen Aufseher wenig Acht auf sie hatten, da sie am Fieber schon halbtodt niederlag. Dennoch siegte ihre starke Körperkraft über die mörderische Krankheit; sie bemerkte bald die Nachlässigkeit ihres Hüters, täuschte die Schildwacht; der Zufall, das Glück, — ihre Beistände in so außerordentlichen Kriegsthaten — blieben auch jetzt ihr treu; sie entfloh, traf mit einigen ihrer Freunde, die zu den Patrioten entflohen waren, zusammen und entkam glücklich dem Feinde.

Augustina ist seitdem verheirathet; ihr Mann erhielt im Laufe der Belagerung einige Wunden. Zuweilen trägt sie die Uniform der Waffe, unter der sie in Dienst trat, der Artillerie; doch legt sie den Frauenrock nicht ab. Ihre gewöhnliche Tracht ist die schwarze Mantilla.

12.

das Siegel, welches Amors Finger drückte
ins Kinn ihr, deutet auf ein weich Gemüth.

Stanze LVIII. Z. 1. 2.

Sigilla in mento impressa Amoris digitulo
Vestigio demonstrant mollitudinem.

Aul. Gel.

13[a]

— schwarzäugige Peri's —

Stanze LXIX. letzte Zeile.

Anmerkung des Uebersetzers.

Die Perien sind zarte, weibliche, anmuthvolle Gestalten, nahe mit Feen, am nächsten mit den Elfen verwandt.

13[b]

O du, Parnaß! u. s. f.

Stanze LX. Zeile 1.

Diese Stanzen wurden geschrieben in Castri (Delphos) am Fuße des Parnassus, jetzt *Λιακυρα* — Liakura genannt.

Ueber

den Geist des Romantischen.

Seitdem unsre Aesthetiker dem Antiken das Romantische entgegengesetzt haben, sind über das, was dieses von jenem unterscheidet, mancherlei Ansichten aufgestellt worden, von welchen keine völlig befriedigt. Die meisten gehen vom Geschichtlichen aus, und sind eigentlich nur Schilderungen. Dieß ist unter andern der Fall in dem Aufsatze, der sich in der neuesten Ausgabe des Conversations-Lexicons in dem Artikel: romantisch befindet. Hier wird zuvörderst von dem Ursprunge des Wortes gehandelt und hiernach behauptet, daß, so wie dieser auf das südliche Europa hinweise, auch nur im europäischen Süden und zwar bloß „von Italiens Alpen, von Limosiniens Rebenhügeln über die Pyrenäen hinüber, bis an die Meeresgränzen des von den Mauren besetzten Spaniens,“ der roman-

tische Geist geherrscht habe. In diesen glücklichen, paradiesischen Ländern habe „Lebensgenuß und Lebensansicht nicht anders als romantisch, d. h. sinnlich weich, reinlich und zierlich in einem schönen, bunten Farbenspiele des Genusses werden können.“ — Wer sieht nicht, wie bloß geschichtlich und wie eng beschränkend hier der Begriff des Romantischen aufgefaßt ist? Das bloß Klimatische in der Erscheinung des Romantischen wird für das Wesen selbst genommen, und so das Eigenthümliche der romantischen Poesie in schöne Mannichfaltigkeit gesetzt. Diese halte die Mitte zwischen schöner Einfachheit (dem Edlen), welche die antike Dichtkunst karakterisire, und zwischen erhabener Mannichfaltigkeit (dem Großen), so die nordische Poesie bezeichne. Das Romantische wird demnach nicht bloß der antiken Dichtkunst, sondern zugleich der nordischen gegenüber gestellt, in welcher letztern das Gigantische, Ungeheure vorherrschend sei. Dieses hätte aber, wenn die Behauptung wirklich gegründet wäre, denn doch nur wie-

der im Klimatischen seinen Ursprung, und schließt daher keinesweges den Geist des Romantischen aus. Die Behauptung ist aber nicht einmal gegründet; denn wer weiß es nicht, wie des Gigantischen und Ungeheuren sich nur zu viel in der südlichen Poesie findet, was schon allein die schlechthin unglaublichen, alles Maaß überschreitenden sogenannten Heldenthaten der alten Peladier beweisen, welche doch wenigstens der spanischen Poesie nicht unbekannt sind. Nur das Düstere, Grauenvolle, Schauderhafte ist es, was die nordische Poesie vornämlich karakterisirt. Mit solchen künstlichen Distinktionen, wie: *schöne Mannichfaltigkeit*, *schöne Einfachheit* und *erhabene Mannichfaltigkeit* ist überhaupt wenig oder nichts gewonnen; es sind eigentlich nur geistreiche Spiele, die bloß eine Weile ganz angenehm unterhalten.

Andere glauben das Räthselhafte des Romantischen durch mystische Beschreibungen und Gleichnisse klar zu machen, und wissen viel von Mondschein, Sympathie, Ahnungen und dergleichen zu sprechen. Da sie das Dunkle

nur noch dunkler machen, so ist von ihnen keine Aufklärung zu erwarten.

Am tiefsten ist unstreitig Jean Paul in das Wesen des Romantischen eingedrungen. In seiner Vorschule der Aesthetik sagt er unter andern:

„Man könnte die romantische Poesie die christliche nennen. Das Christenthum vertilgte wie ein jüngster Tag die ganze Sinnenwelt mit allen ihren Reizen; sie drückte sie zu einem Grabeshügel, zu einer Himmelstaffel und Schwelle zusammen, und setzte eine neue Geisterwelt an ihre Stelle. Die Dämonologie wurde die eigentliche Mythologie der Körperwelt und Teufel als Verführer zogen in Menschen- und Götterstatüen. Alle Erdengegenwart war zu Himmelszukunft verflüchtigt. Was blieb nun dem poetischen Geiste nach diesem Einsturz der äußern Welt noch übrig? die, worin sie einstürzte, die innere. Der Geist stieg in sich und seine Nacht und sah Geister. Da aber die Endlichkeit nur an Körpern haftet und da in Geistern alles unendlich ist oder ungeendigt, so blühte in der

Poesie das Reich des Unendlichen über der Brandstätte des Endlichen auf. Engel, Teufel, Heilige, Selige und der Unendliche hatten keine Körperformen und Götterleiber. — — Sogar die Thaten suchten das Körperliche zu entbehren, d. h. die Gegenwart: die Kreuzzüge suchten eine heilige Vergangenheit mit einer heiligen Zukunft zu verbinden. — — Dafür öffnete das Ungeheure und Unermeßliche seine Tiefe. Statt der griechischen heitern Freude erschien entweder unendliche Sehnsucht oder die unaussprechliche Seligkeit." —

Im Allgemeinen deutet diese Stelle das Eigenthümliche des Romantischen gewiß sehr treffend an, und sie befriedigt nur darum nicht völlig, weil sie den Geist der romantischen Poesie, seine Richtung und sein Streben, nicht bestimmt genug ausspricht. Es gilt einen Versuch, dieser Richtung und diesem Streben des romantischen Geistes näher nachzuspüren.

Das aus dem französischen aventure oder dem italischen avventura gebildete Abenteuer oder Ebenteuer drückt nach seiner

Abstammung vom lateinischen adventura ursprünglich den Begriff von zukünftigen Dingen, von Dingen aus, die da kommen werden. Diese erste Bedeutung des Wortes, das in der Folge jede unerwartete seltsame Begebenheit oder kühne Unternehmung und sogar die Erzählung einer wunderhaften Geschichte bedeutete, führt uns vielleicht auf den dunklen Sinn von dem, was wir romantisch zu nennen pflegen.

Ist es nicht eine auffallende Erscheinung, daß die romantische Poesie vorzüglich gern im Walde verweilt und dahin, wie nach ihrer Heimath, immer wieder zurückkehrt? Fast alle ächt-romantischen Scenen, z. B. in Ariost's rasendem Roland, gehen in Wäldern vor. Man erinnere sich nur der ersten Gesänge — der Erscheinung des verständigen Pferdes Bayardo, der Verfolgung der Angelika und insbesondere der Reise des Rinaldo durch die Caledonischen Wälder, von welchen die Mönche eines einsam gelegenen Klosters auf seine Frage: Ob es hier auch Abenteuer gebe? ihn versichern:

Che errando in quelli boschi
Trovar potria strane avventure emotte.

Will man ein neueres Beispiel, so denke man an Tieks Dichtungen: unter andern an seinen Sternbold, dem die schöne Unbekannte in einem Waldgebirge erscheint und verschwindet, den der Klang des Waldhorns in die Weite lockt — oder an den Octavian, wo der Aufzug der Romanze ganz im Walde spielt.

Solch ein beständiges oder doch häufiges Wiederkehren eines und desselben Lokals kann wohl nicht bloß zufällig seyn, es muß ihm vielmehr irgend eine Uebereinstimmung, eine Aehnlichkeit mit dem Geiste, der es vor jedem andern sucht und liebt, zum Grunde liegen.

Was ist wohl die herrschende Empfindung, die mitten in einem Walde in uns erweckt wird? das Auge auf einen kleinen Gesichtskreis beschränkt, unser Ohr von Tönen getroffen, deren Ursprung sich verbirgt, ist es uns, als wenn aus dem geheimnißvollen Dunkel der Bäume bei jedem unserer Schritte etwas hervorkommen werde; eine schauerliche Unge-

wißheit hält unsre Aufmerksamkeit beständig wach, wir sind gespannt, ohne zu wissen auf was, die Unbestimmtheit unserer Erwartungen giebt uns eine wundersame Stimmung für das Ungewöhnliche, und das Gewöhnliche, auf das wir sonst kaum achten, erscheint uns jetzt bedeutend und von Wichtigkeit. Wie ganz anders als auf einer großen Ebne oder in einem weiten Thale — wirkt hier der Klang eines Horns, das Glockengeläute zerstreuter Rinder, die Schalmei eines Hirten, das Quellengeräusch einer düstern Grotte, die plötzliche Erscheinung eines Feuers, eines Wildes, eines Wanderers, eines Reisezuges? In einer offenen Gegend lassen uns alle diese Dinge ziemlich gleichgültig, sie scheinen uns in dem weiten Raume ganz in der Ordnung zu seyn, und wir glauben ihren Zusammenhang völlig zu übersehen; wir erblicken sie schon lange in der Ferne und sie verschwinden unserm Blick erst spät: im Walde hingegen kommt alles unversehens und kaum erschienen verschwindet es wieder und Neues erscheint, alles zeigt sich uns abgerissen und unzusammenhängend, wie

Traumbilder gehen die wechselnden Gestalten und Töne vor uns vorüber, und es ist, als wär' auf den Ruf eines unsichtbaren Zauberers eine Mährchenwelt hervorgegangen und triebe um uns her ein schauerliches Wunderspiel.

Erregen romantische Dichtungen nicht ähnliche Empfindungen? Ist es nicht das Räthselhafte des Kommens, Verschwindens und Wiedererscheinens der Gestalten, das Zauberhafte in dem Wechsel der mannichfaltigsten Szenen, das Geheimnißvolle alles dessen, was sich begiebt, ist es dieß nicht, was wir zunächst und im Allgemeinen dabei empfinden, und was uns sogleich sagt, in welches Reich der Poesie wir versetzt sind?

Aber die größte Mannichfaltigkeit allein, selbst der wunderbarsten Ereignisse, würde uns, statt zu ergötzen, nur verwirren und ängstigen: es muß im traumähnlichen Spiele des Zufalls eine geheime Kraft walten, die uns an das Willkührliche glauben läßt; nur eine, wenn auch dunkel geahnete Beziehung kann uns in die verschlungenen Irrgänge der

Dichtkunst immer tiefer hineinlocken, und immer muß die Hoffnung, endlich den Ausgang aus dem Labyrinthe zu finden, uns vorschimmern. Atlantes Zauberschloß vergnügt uns als vorübergehende Erscheinung, wir sehen gern dem vergeblichen Hin- und Herrennen der Ritter in den Gängen und Gemächern zu und wie jeder die Stimme der längst entflohenen Angelika bald hier bald dort zu hören glaubt; wenn uns aber ein Dichter in einem solchen Feenschlosse mit falschen Stimmen gefangen hielte, und unaufhörlich hin und wieder jagte, um seinen Scherz mit uns zu treiben, so würden wir uns bald unwillig von ihm wegwenden. Eben die räthselhafte Beziehung, die wir in den seltsamen Zufällen ahnden, ist eigentlich die verborgene Ursache unserer Lust und Freude, und unser Trachten ist im Grunde auf die endliche Entwirrung aller der verwickelten Erscheinungen gerichtet, so sehr auch jede für sich ergötzen mag; sie ist gleichsam das wahre Abenteuer, auf das wir ausgehn, die Geliebte, die wir suchen.

Im Romantischen ist demnach die Ansicht vorherrschend, daß alles, was da ist und sich begiebt, bloß ein Spiel des Zufalls ist, daß aber in diesem Spiele ein Geist waltet, der dasselbe zu einem Ganzen hinlenkt und gestaltet. Ein Hauptcharakterzug des Romantischen ist daher das Geheimnißvolle und Wunderbare, welches allen Dingen, den kleinsten wie den größten, den nächsten wie den entferntesten, etwas Heiliges giebt. Wichtig und bedeutsam muß alles erscheinen, was, so geringfügig es an sich seyn mag, doch wesentlicher Theil eines ganzen Lebens werden kann. Unzertrennlich mit diesem Geheimnißvollen verbunden ist das Schwärmerische, indem nämlich mit dem Glauben an die Bedeutsamkeit alles Daseyns nicht zugleich die Bewährung dieses Glaubens gegeben ist, welche sogar gänzlich ausbleiben kann. Bei diesem Geheimnißvollen und Schwärmerischen zeigt sich ein unaufhörliches Streben über die Gegenwart hinaus in die Zukunft, und dieses ist eine nothwendige Folge des Glaubens an die

Bedeutsamkeit alles Aeußerlichen. Denn da dieser Glaube die Wirklichkeit idealisch auffaßt, in ihr nur den Keim eines Werdenden, das Mögliche, erblickt und ahnet, so muß er auch über dasselbe hinausstreben; er kann nicht in der Gegenwart ruhen, sondern muß aus dieser sich hinweg sehnen. Das Gegenwärtige erscheint ihm nur als Schranke und Hemmung der innern Freiheit und dagegen die Zukunft als das Reich der Möglichkeit, welches das gewähren wird, was die Wirklichkeit nur hoffen läßt. Der so mächtige Trieb der Freiheit kann, nach dem innersten Gefühl, nicht auf leere Täuschung gehn: so gewiß er in uns lebt, so gewiß ist uns auch die Möglichkeit seiner Befriedigung verbürgt, sobald wir, ihm folgend, mit kühn unternehmendem Muth und ausdauernder Tapferkeit das zu erringen streben, wozu wir uns durch seine göttliche Gewalt hingezogen fühlen. Wir setzen vermöge jenes Triebes eine übereinstimmende Gleichartigkeit der unabhängigen äußern Welt mit unserm Innern eben so unmittelbar gewiß voraus, als der thie-

rische Trieb der Selbsterhaltung das Daseyn angemessener Nahrungsmittel voraussetzt. Ueber die hemmende Gegenwart immerfort hinausstrebend in das geahnete unbegränzte Reich der Möglichkeit, und dennoch unaufhörlich zurückgetrieben auf die bestimmte wirkliche Welt, kehrt uns die letzte Forderung unserer Natur: Uebereinstimmung beider Welten, ewig wieder. Um ihr zu gehorchen, wirft sich der bedrängte Geist eigenmächtig zum entscheidenden Herrscher auf und schafft sich die begränzte Welt, die ihm wiederstrebt, in eine unbegränzte um. So verwandelt sich ihm die beschränkte Gegenwart in die endlose Zukunft: das was ist giebt ihm keine Befriedigung, er sucht sie also in dem, was wird, und blickt mit sehnsüchtigem Verlangen und fester Zuversicht in die Zukunft.

Diese Sehnsucht und diese Zuversicht bezeichnen vorzüglich den romantischen Helden, dessen eigenthümlichen Sinn folgende Schlußverse eines Liedes in Tiecks Uebersetzung des Don Quixote treffend ausdrücken:

Beständigkeit der Liebe
Unmögliches zu Möglichem wohl macht;
Drum folg' ich meinem Triebe,
Führt er mich gleich durch Klippen und durch Nacht.
Ich traue dem Entschluß,
Daß ich auf Erden Himmel finden muß!

Der romantisch Gesinnte lebt also mehr in der Zukunft als in der Gegenwart; daher er auch die Dinge um ihn her, bei allem Geheimnißvollen und Wunderbaren, das sie für ihn haben, doch nur wie flüchtige Erscheinungen betrachtet, an welchen ihm mehr die inwohnende Kraft, der belebende Geist, als die Gestalt merkwürdig ist; er schauet in ihnen mehr das thätige Leben und Regen an, als ihr stilles Daseyn und Bestehen. Und indem ihm jedes Verhältniß des Lebens und jedes Ereigniß nur in so fern wichtig ist, als er hofft und erwartet, daß aus irgend einem solchen endlich das hervorgehe, was sich in seinen Ahnungen und Träumen ihm dunkel verkündigt hat, so verweilt er bei dem Gegen-

wärtigen nicht mit der Beharrlichkeit und Lust, die demjenigen eigen ist, der sich mit der äußerlichen Welt in Einklang fühlt und an ihren Erscheinungen als solchen seine Freude hat. Das letztere ist der Fall mit allen, welche die Dinge realistisch auffassen. Sie leben mit und in ihnen, und hangen mit Wohlgefallen und innigem Behagen an allem, was die Gegenwart irgend zu genießen giebt. Im Leben, wie in der Dichtung, muß ihnen das Romantische mehr oder weniger als leere Schwärmerei und jeder romantische Held nicht viel besser als ein Don Quixote erscheinen. In der Kunst werden sie sich mehr zum Plastischen hingezogen fühlen, als zum Malerischen und Musikalischen, da hingegen beides dem romantisch Empfindenden mehr zusagen wird. Diesen befriedigen die antiken Dichtungen und insbesondere die antiken Tragödien in der Regel nicht, er findet sie zu kalt und ruhig, und vermißt den mit fortreißenden Enthusiasmus, welcher den romantischen Dichterwerken eigen ist, welche wiederum dem realistischen Plastiker zu gestaltlos, zu heftig

bewegt und zu bunt gemischt erscheinen, um einen reinen, ächten Kunstgenuß zu gewähren, den er vollends bei der Oper gänzlich vermißt. Diese Kunstgattung ist recht eigentlich die Heimath des Romantischen, weshalb ihr kein Stoff weniger zusagt, als ein rein tragischer oder antiker; das Phantastische, Mährchenhafte ist ihr eigentliches Element.

Wegen des Phantastischen, das die Romantik vorzüglich liebt, mag es scheinen, als ob Fülle und Mannichfaltigkeit der Erscheinungen ihr besonders eigen wären. Diese Mannichfaltigkeit dient ihr aber nur als Mittel, als Symbol; denn es ist dem Idealisten nicht sowohl um die Schönheit der verschiedenen Gestalten zu thun, als um die erhabene Einheit, welche sie zu einem Universum verknüpft. Die Romantik neigt sich daher zum Allegorischen, Sinnbildlichen hin, und ihr Streben ist ein immer wiederholter Versuch, die Uebereinstimmung, welche der Idealist zwischen ihm und der Welt unablässig sucht, in wandelbaren Bildern darzustellen und so das Höchste zu offenbaren.

In den antiken Dichtungen hingegen sind die Bilder stehend und unwandelbar, sie sind fest bestimmte abgeschlossene Gestalten, die einen Kreis bilden, in welchem das Leben des Menschen in allen seinen Beziehungen und Verhältnissen unmittelbar anschaulich dargestellt ist. Unter diese Götter und Halbgötter ist die Lenkung und Leitung des Zufälligen vertheilt, und zwar nach dem Willen der höchsten Macht, welcher auch die Gottheiten unterworfen sind — nach dem Willen des Schicksals, oder der Nothwendigkeit. Kann man diese Ansicht fatalistisch nennen, (das Fatum ist ja das Höchste dieses Glaubens) — so ist im Gegentheil der Glaube an die Vernünftigkeit des Zufälligen, an die Leitung und Verknüpfung desselben zu einem Ganzen, mit dem Glauben an eine Vorsehung einerlei, und man kann hiernach die romantische Poesie auch die christliche nennen.

Ihrem innersten Wesen nach ist jede echt romantische Dichtung religiöser Art; und schon hieraus erklärt es sich, daß das wahrhaft Romantische in der neuen Zeit zu den

seltensten Erscheinungen gehört. Unter den neuern tragischen Dichtungen läßt sich nur Schillers Jungfrau von Orleans als vom romantischen Geiste beseelt anführen. Von den ersten Visionen an, aus welchen sie den Glauben an die Möglichkeit, Frankreichs Befreierin zu werden, schöpft, bis zu ihrem Tode bleibt sie der sie belebenden Idee getreu und sieht am Ende das verwirklicht, was ihr erst bloß als möglich vorschwebte. Ihr Vertrauen, daß das geschehen werde, was ihr die Visionen verkündigten, ist unerschütterlich, allem Ungünstigen zum Trotz, das in den Umständen liegt. Sie ist fest überzeugt, daß aus diesem ein ganz neuer Zustand hervorgehen werde.

Ueber die Seltenheit des romantischen Geistes sagt Jean Paul sehr schön: „Wenn die Griechen die schönen Künste eine Musik nannten, so ist die Romantik eine Sfärenmusik. Sie fordert das Ganze eines Menschen und zwar in zartester Bildung, und eben so will sie in Gedichten über dem Ganzen schweben, wie ein unsichtbarer aber mächtiger Blumenduft.“

A.

III.

Dido.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Eduard Gehe.

(Fortsetzung.)

Zweiter Aufzug.

Wilde Gegend am Meeresstrande. Dido ohne Zeichen des Lebens in Aeneas Armen ruhend, um sie her Krieger von Tyrischem und Trojanischem Stamme.

Aeneas.

Gekämpfet ist der Kampf. Jarbas sank,
Bedeckt mit Schmach entfliehen seine Völker. —
Laßt uns den Helm ihr lösen, daß erquickend
Der warme Sonnenstrahl ihr Haupt umfließe.

Es geschieht.

Meron mit andern Tyrern hereineilend.

Hier ist sie! Dido, unsre Königin,
Entseelt! —

Aeneas.

Ein Schlag, auf ihren Helm geführt
Von Feindeshand, hat sie betäubt, doch wird
Sie sich erholen.

Antenor.

Herr, dir danken wir!
Weit von uns weggeführet hatte sie
Der Sturm des Kampfes und der eigne Muth;
Bedrängt von Uebermacht des Feindes, nicht
Vermochten wir's zu folgen, wärst du nicht
Zu guter Stunde rettend ihr erschienen;
Verloren war sie.

Aeneas.

Seht, sie athmet, lebt.

Dido.

Ermorde mich, Jarbas, meinem Volk
Laß Freiheit, Frieden! —

Meron.

Unter Freunden bist du;
Die treuen Bürger sind's, die dich umringen.

Dido sich langsam erholend.

Ich sah sie stürzen tief in Todesnacht —
Mehr als des Feindes Schwerdt schlug dieser Anblick
Zu Boden mich.

Meron.

Du hast gesiegt.

Dido sich aufrichtend.

Gesiegt? —

Nacht wandelt sich in Tag!

Die Bürger erblickend.

O meine Kinder!

Auf Aeneas und seine Gefährten deutend.

Und was für Götterbilder stehen mir
Zur Seite?

Antenor.

Dein Beschützer, dein Erretter.

Aeneas.

Entronnen kaum dem Kriege der Gewässer,
Krieg fand ich auf der Erde, dich erblickend,
Wie du, ein göttlich Weib, von Freunden fern,
Am hohen Ufer rangest mit den Feinden.
Da — schnell aus eines Flüchtlings Mund erfahrend
So Didos Leid, wie des Jarbas Schmach —
Trat ich hinzu, und eingedenk der Pflicht
Vor roher Wuth zu schützen Weibestugend,
Fällt' ich den Tieger über seiner Beute.

So wenden stets die milden hohen Götter
Des Einen Schmerzen zu des Andern Freude,
Und gern ertrag' ich's jetzt, daß ein Orkan,
Des Meeres Grund aufwühlend, meine Schiffe
Von Latiums Flur verschlug nach dieser Küste.
Es ist des Mannes Loos, daß er durch Stürme
Hinschreite zu dem Ziel.

Dido.

Wie nennst du dich?
Und wer sind deine ruhmgekrönten Ahnen? —
Verzeih der Fragenden, der Tiefbewegten,
Doch deine Lichterscheinung glanzvoll herrlich
Aus Nachtgewölken zu mir tretend hält
Mit frohem Staunen meinen Sinn umfangen.

Aeneas Schild erblickend.

Auf diesem Schilde sah ich Trojas Brand —

Aeneas.

Wie einst aus seinen Flammen, jetzo durch
Des Meeres heilige Gewässer trag'
Ich die Penaten meines Vaterlandes.
Aeneas heiß' ich.

Dido in frohem Staunen.

Du, du bist der Heros,
Von dessen Ruhme wiederhallt die Welt?

Der Venus Sohn, des heitern Gottes Bruder?
Ja, göttlich bist du selber uns erschienen,
Und wie frohspielend mit dem Kuß der Luft,
Genießend Himmelsblau und Erdengrün
Der Sinn des Lebens neu sich in mir regt,
Ist Flamme stillen Dankes mein Gefühl.

Aeneas.

Genieß dein Glück in Frieden! — Selig ist,
Wen nach des Tages Mühe am goldnen Abend
Die heitre Vaterstadt empfängt. Ein Geist
Des Segens ruhet auf den schönen Hallen,
Ein jeder Stein der Mauern ruft uns zu:
„Hier lebe liebend und geliebet unter
Den Deinen." — Doch schön ist es auch, wenn Sturm
Die Stadt der Väter beugte, Götterzorn
Als Flamm' an Trümmern zehrte, aus der Asche
Die neue Gluth zu wecken, fernen Völkern
Mit Freundeshand das Licht der Künste bringend;
Denn gleich vertheilten Götter Glück und Schmerz. —
So zieh' denn heim; mich laß, wenn sich der Sturm
Gelegt, die mir verheißnen Fluren suchen.

Dido.

Der uns das Leben gab, den reinen Dank,
Den froh lebendigen, er schlägt ihn aus? —

Pheron

nebst Kriegern eintretend, die entblößte Schwerdter führen.

Weit über unsre Fluren haben wir sie
Verfolgt mit blankem Schwerdt; sie fliehen nicht,
Sie stürzen mehr von dannen, tiefgebeugt
Durch ihres Führers Tod. Leicht ward der Brand
Gelöscht, voll Jubel ist die ganze Stadt,
Wir aber sinken zu der Kön'gin Füßen
Und rufen: Heil ihr!

Die Andern.

Heil!

Dido.

Das Vaterland
Dankt euch durch mich.

Zu Aeneas.

Siehst du der Meinen Freude?
Durch Mitgenuß erhöht des Glückes Schöpfer
Der holden Gabe Werth. — Dich warf der Sturm
An diese Küsten, nun so soll man dir

Und deinen Kriegern Ruh und Lust bereiten
Am grünen weichen Ufer dieses Landes.

Aeneas.

Mein Kommen selbst es ist ein halbes Scheiden,
Doch was du bietest, nehm' ich dankbar an.
Das Gastrecht war das erste Liebeszeichen,
Womit erwacht die Völker sich begrüßten.

Dido.

So komm! — Ihr aber Krieger, Bürger, Freunde,
Brecht grüne Zweige, schwingt in Lüften sie,
Verkünder unsres stillen sel'gen Glückes.
Aus Dankesthränen und aus Freudenstrahlen
Baut sich ein schöner Regenbogen auf.
Wir zogen aus, der Kriegsgott uns voran,
Wir kehren wieder und uns führt der Frieden;
Hinab zum Orkus gieng der Schritt und sieh —

Aeneas die Hand reichend.

Wir finden, die zum neuen Leben ruft,
Die holde Freundschaft auf des Todes Wegen. —
Erschalle Päan, heimwärts ziehn die Sieger!

Alle ab. Kriegsmusik fällt ein, entfernt sich, hört auf, wird aber nach einer Pause während der falgenden Scene wieder hörbarer.

Gemach Oldo's, prachtvoll geschmückt, von Säulen getragen.
Anna, Lyris, Mira und andre Frauen der Königin in froher Hast eintretend.

Anna.

Die Königin befreiet und gerächt!
O daß ich ihm zu Füßen sinken dürfte,
Der hülfreich ihr und uns, ein Gott, erschien!

Mira.

Er gleicht dem Jovisbild in unsern Tempeln;
Denn Hoheit, Mild und Anmuth schwebt um ihn.
Die Königin sah's auch recht wohl; es ruhte
Ihr dunkles Auge leuchtend, auf dem Helden;
Er aber neigte sich vertraulich zu
Ihr hin, und wie er sprach von dem Geschick
Der Völker, glich die Stimme sanftem Donner
Durch blaue Himmel wandelnd. — Saget mir,
Seit wann ist wohl Sichaeus todt? — Wer weiß,
Wird nicht der Fremdling heimisch bald bei uns! —

Lyris.

Du bist ein Kind, ein thöricht Kind, und lästerst
Die Königin. Kennst du die Sitte nicht

Des Landes? — Heute noch dem Schatten des
Gemahles hat sie sich verlobt —

Anna.

Sie nahn,
Den Retter grüßt und die Gerettete!

Alle ab.

Nach einer Pause, während welcher man die Musik hinter der Scene und ein lautes: Heil der Königin! rufen hört, tritt Dido mit Aeneas auf.

Dido im Hintergrunde.

Von hier aus siehst du meinen Richtersitz,
Dort steht Dianens Tempel, Juno's Burg
Wird in dem Lauf des Jahres noch vollendet.

Aeneas.

Daß Unglück oft des Glückes Mutter ist,
Hätt' ichs nicht längst erkannt, erkennt' ichs jetzt.
Ein neues Tyrus blüht dir auf. Wie glühet
Das Werk still lobend seiner Schöpf'rin Geist.
Als ich betrachtend gieng durch Didos Stadt,
Nahm sanft ein Gott die Binde mir vom Auge,
Mich selbst mir zeigend, wie auf Latiums Flur
Ich die Altäre baute Troja's Laren.
Gar herrlich schärft sich unsrer Hoffnung Blick
Am fremden Glücke, das er sieht gedeihen.

Dido.

Empor in Glanz und Pracht steigt Hall' und Tempel,
Doch nicht im Schimmer stirbt die alte Klage.
Das Weib, gebohren um zu lieben, fühlt —
Sank früh ein theures Haupt ihr in das Grab, —
Selbst auf dem Throne sich allein, was sie
Besaß, was sie verlohren, ewig missend! —

Aeneas.

Sichaeus starb — wie dieses mich betrübt,
So freut es mich zugleich, daß Didos Kraft
Aus Tod ein heiter blühend Leben weckte.
Das eben ist die wunderbare Macht
Der Schmerzen, daß sie, stählend unsre Brust,
Uns zwingt einher zu gehn in unsrer Stärke.
Die Hand, die hier das Liebste trug ins Grab,
Pflanzt dort der Hoffnung junge Reiser auf;
Das starke Herz gewinnt dem Unglück selbst
Ein Glück: Verachtung aller Leiden ab,
Sie ist der Palmenzweig, der Friede kündend
Das Ziel der mühevollen Laufbahn kränzt.

Dido.

So spricht der vielerprobte Mann? o Freund,

Du fügest zu des Lebens schöner Gabe
Die schönere des Trostes. — Doch, wie ist mir? —
Von allen Männern, die von Trojas Fall
Vielkundig mir erzählten, hört' ich sagen:
Zur Seite lebe dir die blüh'nde Gattin.
Wo ist sie? daß ich sie begrüße, sanft
Sie leitend zu der Ruhe stillem Ort.
Noch an dem Tag des Brandes sah man sie
Dir folgend schreiten zu dem Thor der Stadt.

Aeneas.

O Königin! —

Er verhüllt sein Haupt, dann sich emporrichtend.

Verkünden soll ich dir
Unsagbar ungeheuren Schmerz? — Nacht war's,
Und hinter mir die Flammen Trojas, Sturz
Der Tempel, Wuthgebrüll der Feinde, trug ich
Den alten kranken Vater auf den Schultern;
An meiner Hand mit klein'rem Schritte lief
Askan, sie aber — sie gieng hinter uns,
Den Traur'gen traurig folgend. Da — vorüber
Dem Brande eines Junotempels war
Ich schon — ertönet Wehelaut, ich schaue
Zurück und lösend sich aus seinen Fugen
Erbebet, dröhnt der Tempel, wogt in Lüften,

Ein Feuermeer — Creusa seh' ich stürzen
Und über sie zusammen kracht der Bau. —
Sie schied — nicht einmal ihre Asche führ'
Ich mit. —

Dido.

Mein armer Freund! — den fremden Schmerz
Fühlt mit, wer eignen trug.

Aeneas.

Seit jenem Tag'
In Gleichmuth wandl' ich, Hirt des Volks, die Bahn.
Wem eine Welt in Flammen untergieng,
Das Liebste mit — welch neuer Schmerz könnt' ihn
Erschüttern? —

Dido.

Nimm mich auf zu deinen Höhn!

Seine Hand ergreifend.

Ach inniger als Freude bindet Leid
Verwandte Seelen.

Aeneas.

Sieh, es wird schon heiter
Dort auf dem Meer und
auf seine Stirn deutend
hier.

Dido,
ebenfalls nach dem Meere blickend.

Die Freundschaft sieht
Noch Wolken, Stürme dort, verweile hier!
Ihm das Schwerdt losgürtend.
Gieb mir dein Schwerdt, indessen der Orkan
Noch wüthet, in des Festes heitrer Stille
Mit jungen Rosen wollen wir es kränzen.

Aeneas.

Du bist so gut!

Dido.

Ja, heiter bin ich jetzt
Und mit bewegter Seele tief erkenn' ichs;
Ein Glück schon liegt im Tausch verwandter
Schmerzen.

Askan
mit einem Führer eintretend, der sich bald wieder entfernt.

Das ist die Königin, die schöne Hallen
Den Kriegern und den Göttern Tempel baut.

Dido.

Dein Knab', Aeneas?

Aeneas.

Was allein mir blieb

Aus Trojas Brande.

Askan.

Königin, wir gründen

Auch eine Stadt. Dort über'm grauen Meer

Soll froh das neue Troja blühn. Ob Wind

Und Wetter zürnt, wir blicken fröhlich drein,

Der Vater spricht: durch Nacht und Sonnenglanz

Nach Latium auf blauen Meereswogen.

Dido.

Du lieber Knab'! — Er sieht dir ähnlich, Freund,

Dieselbe Stirne, gleiches Licht der Augen,

Des Mundes weiches Lächeln auch —

sich setzend und den Knaben zu sich ziehend.

Komm zu mir

Mein Kind!

Aeneas die Hand reichend, so daß eine Gruppe entsteht.

Du Glücklicher, dem schön verjüngt

Das eigne Leben hold zur Seite wandelt! —

Wenn nach des langen Tages Gluth am Abend

Die Königin, die Städte gründende
Heimkehret, sucht sie auch — doch findet nicht! —
Dann treten wohl mich fremde Mütter an
Mit Kindern, schön gelockten blüh'nden Kindern
Und —

Askan herzend.

Holder Knab' wie heißest du?

Askan.

Askan.

Aeneas vor Beiden stehend.

Des Lebens kräft'ger Baum, wie wild auch Stürme
Den vollen Kranz von seinen Aesten streifen,
Ist doch nie ganz von Blüten leer. Seh' ich
Den Arm dich kosend um den Knaben schlingen,
Steigt wie aus wüstem Meer ein schönes Eiland,
Die alte gute Zeit vor mir empor.
Sanft reichen Hoffnung und Erinnerung
Die Hand sich über dieses Kindes Haupt.

Askan.

Creusa, meine Mutter, glich sie dieser?

Aeneas.

Das edle hohe Weib! wie reiner Schnee
Geröthet von des Morgens keuschem Strahl

War ihre Wang' und Mondenlicht ihr Blick.
Wenn du an ihrer Seite giengst, nicht Mutter,
Die ält're Schwester schien sie, Jungfrau noch.

Dido halb für sich.

Sie glich mir nicht. —

Askan.

Doch du bist auch recht schön
Und blühend, wie am vollen Strauch die Rose.
Wann, Vater, ziehn wir wieder fort? das Schiffs-
volk,
Der langen Irrfahrt müde, sehnet sich
Nach Latium und mich verlanget es
Die neue Flur zu sehn und Wald und Strom.

Dido.

Bist du so eilig? Weile noch; mein Knabe,
Die Sonne Latiums glüht auch diesem Land
Und

mit halbem Blick auf Aeneas,

unsre Heimath ist, wo man uns liebt.
Will mit dir jagen, seltne Früchte dir
Und Vögel zeigen, an den Strom, in Wälder,
Auf Bergeshöhn dir und dem Vater folgend
Und wie Creusa durch die Flammen —

Plötzlich dumpf für sich.

Dido!

auffahrend mit steigender Heftigkeit, doch gedämpfter Stimme.

Nicht halten will ich dich und deinen Sohn.
Brauchst du noch Schiffe? — Nimm die meinigen,
Verlangst du Waffen? — Von der eignen Brust
Will ich den Schild dir leihn — bedarfst du Feld-
frucht
Zur Ueberfahrt? — mit vollen Händen trage
Zu dir mein Volk den eigenen Bedarf.
Sieh nur wie alles ruhig wird. Die Wetter,
Die kalten Stürme fliehen, heiß umfängt
Die Luft die heiße Stirne. — Frühlingsglanz
Aus Wolken strahlend brennt mir in das Auge —
In Feuer scheint zu stehn Wald, Erde, Himmel —
Zur See, zur See, Aeneas!

Sie entflieht.

Aeneas ihr nachsehend.

Dido! Dido!

Anmerkung. Da dieses Trauerspiel bald vollständig im Druck erscheint, brechen wir hier

ab, werden aber in einem der künftigen Hefte Einiges aus dem neuesten Trauerspiele desselben talentvollen und fleißigen jungen Dichters: „Peter der Große und Alexis,“ den Lesern mittheilen.

d. H.

IV.

Egbert.

Erzählung

von

Friederika Lohmann.

An den Ufern der Saale, da wo das Land sich in sanften Hügeln zu heben anfängt, um die Ebene mit den Thüringer Bergen zu verbinden, thront ein hohes, siebenfach gethürmtes Schloß, über einer alten wohlberühmten Stadt. Schlank und kräftig ragen die Spitzen der Thürme in die hohe Luft, schon von ferne gar stattlich anzusehen; ihre Farbe zeigt ein graues Alter, nur Einer der sieben ist weiß, und wird von seinen Brüdern durch eine Trauergeschichte ausgezeichnet, die Ihr hier lesen mögt, wenn es Euch beliebt, mit mir in die düstre Vorzeit niederzutauchen.

Hier wohnte einst ein mächtiger Bischoff, Dittmar von Throtha genannt, ein frommer, aber eben so strenger Herr, der das Schwerdt der Gerechtigkeit in Worten und Thaten besser zu führen verstand, als den friedlichen Palmen-

zweig der Gnade. Um die Zeit, von der ich erzählen will, entzweite ihn eine blutige Fehde mit einem benachbarten Grafen; man stritt und siegte, stritt und unterlag, bis einstmals, an einem düstern Abend, Graf Wunibalds Burg und er selbst in seines Feindes Hände kam, der ihn sogleich in den tiefsten Kerker des Schlosses werfen ließ. Wunibald wußte sich gar mancher Unbill gegen den Bischoff schuldig, er kannte die harte Gerechtigkeit seines Gegners, und verzieh sich seines Lebens. Auch hatte er Recht sich des Aergsten zu versehen. Sein Tod war in dem Augenblicke beschlossen, in welchem er das Schloß betrat, nur die Art desselben war es noch nicht, und der unglückliche Wunibald lebte vergessen und unbeachtet ein Leben, das kaum diesen Namen verdient, zwischen feuchten Mauern, einzig von Sorge und Furcht besucht.

Nur Einer war an des Bischoffs Hofe, der den Verlassenen nicht vergaß, aber seine Macht war gering, er hatte nichts, als ein Herz über Unglückliche zu trauern. Egbert, ein zarter Jüngling, als Knabe von dem Bischoff aufgenommen, und jetzt sein vertrautester Diener,

hatte den Grafen hereinbringen sehen; der hohe Ritter, von dem er manche Heldenthat kannte, mit Fesseln belastet, von feigen Knechten geführt, gewann sein innigstes Mitleid; sein düstrer Trauerblick, grub sich in Egberts Seele ein und wollte nicht wieder daraus scheiden. Tiefbekümmert stand er an jenem Abend hinter dem Sessel seines Herrn, dem er als Edelknabe bei der Tafel diente, und ihm bedünkte als tränke er Gift, da er den Pokal kredenzte, aus welchem zur Feier des glücklichen Fanges die Runde getrunken ward. Still hörte er die Rachepläne des harten Mannes an, seine hellen blauen Augen erhoben sich, als hoften sie Trost von oben, und Thränen des Mitleids empfahlen die Sache dem besten Helfer, den Egbert kannte.

Egberts kindliche Seele war noch klar und ungetrübt, wie die Tropfen, die seinen Augen entfielen. Er lebte mitten in einer schwelgerischen Hofstatt, ein stilles frommes Leben, und gleich einem wunderbar begabten Gefäß, das nichts Verderbliches in sich duldet, nahm er von allem was er sah, nur das Reine und Schöne auf,

ohne von dem Unlautern berührt zu werden. Für ihn, den gleich Engeln Frommen, war der stille Dom der liebste Aufenthalt, hier betete er inbrünstig zu seinen Heiligen, wünschte sich ihre Tugenden, nicht ihre Glorie, und weihete ihnen das Geschick des älternlosen Knaben zum freien Eigenthum. Unter der hohen Wölbung ernster Mauern flossen ihm, von Schauern der Andacht umschwebt, seelige Stunden vorüber, und leise Ahnungen weheten wie Geisterhauch in seine Brust, daß ein kurzer Weg ihn zum schönern Ziele führen werde, dem schon jetzt die jugendliche Seele entgegenstrebte.

Egbert ehrte seinen Herrn den Bischoff, und war gewohnt, über das, was er nicht billigen konnte, nur zu trauern, nicht zu richten. Auch diesesmal schien es ihm gewiß, daß der Herr des Beleidigten sich besänftigen werde, und daß es nur darauf ankomme, den unglücklichen Grafen bis zu diesem Zeitpunkt zu schützen, um einst selbst den Dank des Bischoffs zu verdienen. Aber wer vermochte das! — Egbert nicht, so gern er

jeder Gefahr getrotzt hätte, um nur einmal etwas Gutes zu thun. Der arme Edelknabe konnte nur wünschen, sorgen und beten.

Mit diesen Gedanken irrte er spät Abends am Ufer des Flusses umher, in dessen dunkler Tiefe sich tausend Sterne des Himmels treulich abspiegelten. Er stieg in den Nachen, der am Lande festgebunden war, und ließ sich von den sanftbewegten Wellen schaukeln. Sein Blick überflog die Millionen Welten über ihm und unter ihm im silbernen Strom, ihm war, als schwebe er zwischen Himmeln, gehöre der Erde nicht mehr an, sey mit Flügeln der freien Seele über der heimischen Flur erhoben, um ein besseres Land zu grüßen. Leise Lüfte umwehten ihn, und spielten mit seinen blonden Locken, von dem Hügel herab schaute das erleuchtete Schloß, und jenseits des Flusses flammte noch in einzelnen Hütten ein stilles Licht. Egbert band den Kahn los, ergriff das Ruder, und folgte dem leisen Zuge der Wellen. Da dünkte es ihm, als töne am jenseitigen Ufer eine weinende Kinderstimme, er ruderte stärker, um den Ort zu

erreichen, die Nachtluft führte ihm die Töne vernehmlicher entgegen, und ganz deutlich unterschied er jetzt einen zweiten Laut, der dem Kinde besänftigend zusprach. Eben trat der Mond aus einer dichten Umhüllung, als Egbert das Land erreichte, und drei Gestalten wahrnahm, die er im ersten Moment gern für Gebilde einer aufgeregten Einbildung gehalten hätte. Eine schöne Frau im dunkeln Gewande saß an den Stamm einer Weide gelehnt, und war bemüht das weinende Kind zu beruhigen, das in ihrem Schooße lag. Ihr Gesicht, auf welches der Mond eben seinen reinsten Strahl warf, trug den Ausdruck zärtlicher Mutterliebe; neben ihr, mehr im dämmernden Hintergrunde, stand ein Greis, der ein Maulthier am Zügel hielt, und wie es schien mit bekümmertem Blick auf Kind und Mutter niedersah. Egbert war im Schauen verloren, dichtes Gebüsch verbarg ihn, er vergaß auf einen Augenblick, daß er zu helfen gekommen sey; dieses Bild hatte alle irdische Noth aus seiner Seele verwischt.

Laßt mich nun ein Obdach suchen, edle

Frau, sagte der Alte, Ihr seyd erschöpft, und Euer Söhnlein bedarf Ruhe und Nahrung.

Nimm das Kind, Benno, erwiederte die Frau, und bringe es in eine jener Hütten, irgendwo findest Du sicher eine weibliche Seele, die sich sein erbarmt, bis ich ihm die Mutter wiedergebe. Ich kann nicht von diesem Platze weichen! Sieh! dort drüben brennen noch die Kerzen so hell und festlich, dort wacht die Freude, dort ist noch Tag. Soll ich die Sonne erwarten, um für Wunibald zu handeln, während vielleicht schon diese Nacht Entsetzliches beschlossen wird. Die Lichter wanken unruhig hin und her, ich sehe dunkle Gestalten; Gott, wer sagt mir, was in diesem Augenblick dort vorgeht! Eile Benno, bringe den Knaben in Sicherheit, und kehre wieder. Ich will mich noch heute dem Bischoff zu Füßen werfen, keine Ruhe soll mich laben, so lange diese schreckliche Ungewißheit auf mir lastet.

Ich muß thun, was Euch gefällt, gestrenge Frau, sagte der Alte, aber ich thue es mit schwerem Herzen. Habt doch Mitleid mit Euch

selbst, mit der Mutter des zarten Herrchens, das schon den Vater vermißt. Die schnelle Wanderung, die Angst, der Mangel aller Nahrung haben Euch schon gnugsam angegriffen; Ihr seyd bleich wie Wachs, und Eure Füße wanken. Länger haltet Ihr es wahrlich nicht aus. Laßt mich hinüber, ich bringe Euch Kundschaft. Der alte Benno hat wohl schon sonst dergleichen geübt, um guter Sache willen. Es wird so schlimm nicht mit unserm Herrn stehen, deß seyd gewiß. —

Kaum waren diese Worte gesprochen, als die Weidenbüsche des Ufers sich rauschend theilten, und ein Jüngling vor die Sprechenden trat, dessen hell umstrahlte Gestalt sie staunen machte; denn hatte Egbert vorher ein Bild der fliehenden Maria zu sehen geglaubt, so dünkte er der unglücklichen Gräfin jetzt, im nebelhaften Mondglanz, ein Bote des Himmels, an ihr zagendes Herz. Egbert grüßte sie ehrerbietig, gestand offen, wie er ihr Gespräch gehört habe, und suchte mit der ihm eignen Holdseligkeit, die Angst der Liebenden, durch Nachricht, von des Gemahls Leben, und

augenblicklicher Sicherheit zu stillen. Er hatte erst heute erkundschaftet, daß der Gefangene, eher ewiges Gefängniß, als schnellen Tod zu erwarten habe, und konnte ihr darum dies Tröpflein Trost sicher reichen, von dem er sorgsam den bittern Zusatz zurückbehielt. Drauf führte er die Wanderer zu der nächsten Hütte, die sich ihm gastlich aufthat, übergab sie einem Mütterchen, zu freundlicher Pflege, und verhieß der gerührten Gräfin baldige Wiederkehr, und jede mögliche Hülfe.

Frau Winifred, so hieß die Gräfin, erwachte am nächsten Morgen im heftigen Fieber. So viel Stürme hatten ihre zarte Gesundheit zerrüttet, sie schwärmte von ihrer zerstörten Wohnung, glaubte sich noch auf der Flucht, rief den Gemahl, und empfahl ihm mit herzzerreißenden Bitten der Obhut des Engels, der ihr schon einmal Linderung ihrer Schmerzen gebracht habe. Als Egbert in der Abenddämmerung an ihr Bette trat, erneuerte sie ihr Flehen, und forderte von ihm das Versprechen, Wunibald zu befreien. Seine Thränen fielen heiß auf ihre kalte Hand, die sie nach

ihm ausstreckte. O! rief er aus, wäre ich doch was Ihr meint, um Euch zu dienen! Ja seelig müssen die Schutzgeister seyn, die mit himmlischen Flügeln über ihren Lieblingen schweben, und sie unsichtbar schützen und hüten dürfen. Ich bin ein armer sterblicher Jüngling, und habe nur Thränen für Euren Schmerz.

Egbert kam oft wieder; jeden Abend nach der Tafel trug der Nachen ihn über den Fluß, und immer wußte er der kranken eine Stärkung zu bringen, oder in hellen Augenblicken ihre Seele mit einem Schimmer von Hoffnung zu erfreuen, der ihr mehr frommte, als alle körperliche Arzenei. Eines Abends, da er Frau Winifred vorzüglich ruhig gefunden hatte, und länger bei ihr verweilt war, warf er sich erst nach Mitternacht ermüdet auf sein Lager, und entschlief mit Entwürfen, wie sie unerfahrne fromme Jugend, und heiße Liebe zum Guten, so oft vergeblich spinnt. Kaum aber hatte der Schlaf sich auf seine Augenlieder gesenkt, und den Faden der Gedanken zerrissen, so stand ein Gesicht vor ihm, das er mit seeligen Schauern

begrüßte. Ihm dünkte, als knie er im Dome vor dem Bilde des heiligen Laurentius und Alles, was ihn jetzt beschäftigte, flösse in heißem Gebete von seinen Lippen. Wie er aber seine Augen vom Boden erhob, war das Bild verschwunden, und statt seiner, stand der Heilige selbst vor ihm. Er breitete die Arme segnend über des Träumenden Haupt, und sprach:

Dir sey gewährt was du wünschest, mein Sohn! Wenn der Morgen erscheint, will ich Dir ein Pfand meines Beistandes geben, benutze es, wie Dein Herz Dir vorschreibt, und nimm dann den Lohn eines engelreinen Gemüths. Ein kurzer Weg führe Dich zum schönen Tode der Unschuld, ehe die Welt Dich mit rauher Luft berühren, ehe die Leidenschaften Deine klare Seele entstellen mögen! Egbert erwachte, die letzten Worte verhallten nur halbverstanden in seinem Ohr, er wiederholte die ersten, ohne sie völlig zu begreifen. Er konnte nicht wieder schlafen, und wie der erste Morgenschimmer die Bogenfenster seines Gemachs röthete, verließ er das Lager. Die weite Gegend lag noch schlummernd vor ihm ausge-

breitet, er überblickte sie mit dem Gefühl eines Abschiednehmenden; dieses Gefühl war ihm dunkel von seinem Traume geblieben, aber es war nicht schmerzlich. Eine süße beglückende Ruhe durchströmte seine Brust, er hatte nie Aehnliches empfunden, nie die Erde, die Menschen reiner geliebt, und doch die Sehnsucht nach oben, so klar verstanden.

Abgesandte des Bischoffs, die ihn zu seinem Herrn beschieden, unterbrachen Egberts Gedanken. Er staunte, Jenen schon erwacht zu finden, und wollte eilen, ihm den Frühtrunk zu bereiten, aber Dittmar hielt ihn zurück, und redete ihn also an:

Egbert, Du hast mir immer klug gedient, und ich bin daran, Dir einen Beweis meines Vertrauens zu geben. Es bedarf nicht der Jahre, um wichtige Dienste zu verwalten, dies wissend lege ich ein schweres Geschäft in Deine Hand, und getröste mich der besten Besorgung. In dieser Nacht ist der alte Gefangenwärter gestorben, der mir bis heute den Grafen Wunibald bewahrte, hier nimm seine Schlüssel, wahre sie wohl, hüte meines

Feindes, versorge ihn mit Speise und Trank — aber zügle Deine Zunge mit ihm zu reden, denn seine Worte sind glatt, und Dein Herz ist weich. Ich meine, es ist große Gunst, daß ich ihm, statt des rauhen Curt, einen sanften Knaben in seinen Kerker sende. Mir ist mit seinem Elend nicht gedient, nur frei darf er nimmer werden, eher stürbe er noch in dieser Stunde. Bedenke das wohl, und bewahre ihn wie Dein Augenlicht, wie das Leben in Deiner Brust. Du bist des Todes, wenn er Dir entkömmt.

Egbert dachte an seinen Traum, er erkannte in diesem Vorgange die Huld des Heiligen, und verbeugte sich schweigend, indem er mit hochschlagendem Herzen die schweren rostigen Schlüssel empfing. Zitternd vor Bewegung bediente er seinen Herrn, während seine Seele zwischen Lust und Kummer schwankte, denn wenn er that, was das Herz ihm hieß, mußte er ja ein Vertrauen verrathen, und wenn seines Herrn Feind frei ward, wer bürgte ihm dafür, daß er seine Freiheit nicht zum Schaden des



Bischoffs nützte. Er fühlte es wohl, es war eine schwere Wahl auf seine kindlich leichte Brust gewälzt.

Indessen war der unglückliche Wunibald, in seinem tiefen Kerker zu einem neuen Tage voll Gram erwacht. Die brennend rothen Strahlen der Frühsonne schienen durch das vergitterte Fenster in der Höhe, und warfen ein glühendes Streiflicht an den feuchten Boden. Seufzend hob er die Hände zu dem Himmelslichte empor! Da dreheten sich die Schlüssel im knarrenden Schloß, die Riegel wichen, und statt des alten finstern Curt, sahe Wunibald einen blühenden zarten Jüngling eintreten, dessen holdseliges Gesicht, von gelben wallenden Locken beschattet, ihm nicht ganz unbekannt war! Er erhob sich vom Boden und begrüßte die anmuthige Erscheinung mit einem Entzücken, das Egberts Herz unwiderstehlich hinriß.

Seh' ich Dich wirklich? rief er aus, oder eilt Deine Gestalt nur in meinem Gedächtniß? Sprich, liebe freundliche Erscheinung,

wer bist Du, und wie kommst Du zu mir, der Dich als ein Pfand der Hofnung grüßt!

Ich bin Egbert, ein Diener des Bischoffs, und mir ward Euer Gefängniß vertraut. Zürnt nicht, edler Herr, ob dieser Wahl. Wohl mag es dem gefesselten Helden schimpflich scheinen, wenn ihm ein Knabe bewacht, aber an Theilnahme, und herzlichen Wunsch Euer Schicksal zu lindern, thut der Knabe es Männern zuvor, das seyd gewiß. Laßt mich jetzt ein wenig Eure Ketten erleichtern, die Euch drücken müssen. Ach dürfte ich alle drückenden Fesseln auf dem Erdenrund lösen! Nun, lieber Herr, erquickt Euch, hier ist Wein und Speise, der Wein ist gut, der Schenk hat mir ihn verehrt, und Euch thut Stärkung Noth! —

Habe Dank, entgegnete der gerührte Graf, und bot dem Knieenden beide Hände. Wüßtest Du, wie sehr mich die Labung aus Freundeshand erquickt.

O! ich habe schon noch etwas Besseres für Euch, fuhr Egbert fort, und nannte Winifreds Nahmen. Ein langes Gespräch

entwickelte sich aus diesem Anfange, die Sonnenstrahlen fielen nicht mehr in das Fenster, und Egbert, der hieraus sahe, daß der Morgen weit vorgerückt war, mußte endlich scheiden. Er war nun der Bote ehelicher Liebe geworden, und trug täglich ihre Grüße und Klagen, über den blauen Strom, zu der genesenden Winifred, und von ihr in Wunibalds Kerker. Auch widerstand sein weiches Herz den Bitten der Gräfin nicht lange. Er verhieß ihr, mit Gefahr des Lebens den Gemahl zu retten, er schwor es in die kleine Hand ihres lächelnden Kindes. Ach nur der Verrath an seinem Herrn ward ihm schwer; doch die Bestätigung eines höhern Beifalls schien bald diesen Zweifel zu enden.

In einer der stillen Nachtstunden, die Egbert jetzt oft bei dem Grafen zubrachte, fiel ihr Gespräch auf des Jünglings erste Erscheinung im Kerker. Du warst mir nicht fremd, Egbert, sagte Wunibald, ich kannte Dich wohl; und — darf ich es dir gestehen? — ich glaubte meinen Befreier in Dir zu erblicken. Wisse, in derselben Nacht, kurz

vor der Morgenröthe, ward mir ein seltsamer Traum. Sankt Laurentius, zu dem ich immer besondere Andacht trug, stand vor meinem Lager, — so dünkte mich — und führte Dich zu mir. Durch diesen, so sprach er, sollst Du ledig werden, erkenne das Ende Deiner Noth, wenn er Dir erscheint. Bist Du aber befreit, so ziehe gen Jerusalem, zur Büßung Deiner Sünden, und wirf dort die Rache von Dir, so wie Alles, was Dich drückt. — Ich wollte meine Arme erheben, die Ketten klirrten, und ich erwachte.

Egbert warf sich in süßen Schauern zu des Grafen Füßen. Ja sagte er, ich will Euch aus diesem Gefängniß führen, zu deutlich hat der Himmel gesprochen, ich muß Euch retten!

Egbert vergisset, erwiederte der Graf, daß sein Leben für mich haftet! Der Pilger Wunibald, den sein Schicksal in ein fernes Land führt, kann Dich nicht schützen.

Ihr nehmt mich mit Euch ins heilige Land, jauchzte Egbert! O nun sind alle meine Zweifel gelößt. Dorthin eilte ich so oft auf



dem Fittig der Gedanken, nun werde ich an Eurer Hand die himmlischen Palmenhaine betreten, in denen der Heiligste wandelte! —

Als Egbert den Grafen verließ, war der Plan zur Flucht verabredet, und Alles sorgsam überlegt. Die dritte Nacht ward dazu bestimmt, und in der nächsten schifte Egbert zu Winifred über, um sie zu unterrichten, auch durch den alten Benno noch manches Nöthige herbeischaffen zu lassen. Winifred war nicht ganz arm geflohen, sie besaß noch Schätze, die die Reise erleichtern konnten, und hatte sie wohl ehe ihren jungen Freund für Wunibalds Rettung gebeten. Jetzt kannte sie ihn besser, und eine sanfte Umarmung lohnte ihm die entzückende Botschaft. Egbert fühlte sich zum Erstenmale in Mutterarmen, er nannte die schöne Frau mit diesem süßen Nahmen, und sie gelobte ihm die Treue einer Mutter in Freude und Leid. Winifred wollte ihren Gemahl begleiten, ihr Kind sollte indessen durch Benno einer weiblichen Pflege übergeben werden, und Egbert ward nicht müde, die Freuden der frommen Pilgerschaft

auszumalen. So umfassen unsere Entwürfe und Pläne eine weite Zukunft, während der nächste Schritt uns an ein blumenbedecktes Grab führt!

— Ueber zwei Tage, um Mitternacht, flüsterte Egbert beim Scheiden. Wenn Sanct Jakobi Tag verflossen ist, und der Tag der heiligen Anna heraufsteigt. Ihr erwartet uns mit den Pferden am Ufer. Sobald Ihr von drüben den Ruderschlag vernehmt, ist der Graf gerettet, und Alles wohl gelungen.

Egbert ward durch den Pförtner, der sein Freund war, leise in das große Schloßthor eingelassen. Er hatte diese Nacht die Wache im Vorzimmer seines Herrn, nur dies Stündchen Freiheit war ihm geblieben, das Dietmar mit seinem Vertrautesten, nach der Tafel, beim vollen Becher zuzubringen pflegte. Alle Diener wurden dann gewöhnlich entfernt, und Egbert kam noch eben zeitig genug, sich zu den Uebrigen zu gesellen, die in den vorderen Gemächern, wie ihre Herren thaten, den Becher fleißig kreisen ließen, und des schwärmenden Knaben spotteten, der in-

dessen einsam am Saalufer umherirrte. Jetzt hörte man den Aufbruch der Gäste, und der Edelknabe ging in die inneren Kammern, seinen Herrn zur Ruhe zu bringen. Es war eine schwüle Sommernacht; die hohen weit geöffneten Fenster ließen keine Kühlung ein, alles lechzte durstig nach dem Regen, den schwere Wetterwolken, und fernes Blitzen zu verkündigen schien. Unruhig warf sich Dittmar auf seinen seidenen Polstern umher, eben so wenig vermochte Egbert im Vorzimmer die Augen zu schließen. Er durchwachte die kurze Nacht, und war der Erste im Schlosse, der die Erquickung eines sanften Regens genoß, in den sich die fliehenden Wolken ergossen. Bald zertheilte sie die heraufsteigende Sonne, und ihre Strahlen sogen begierig die köstlichen Tropfen von Gras und Blumen hinweg. Egbert hatte gute Zeit sich dieses Schauspiels zu freuen, denn die Glocke, die ihn zu dem erwachten Bischoff rufen mußte, zögerte ungewöhnlich lange, und als sie endlich erklang, schienen sich alle Wolken des Himmels auf die Stirn des frommen

Mannes gelagert zu haben. Eine bange schlaflose Nacht war ihm schneckengleich vergangen, erst gegen Morgen schlossen sich seine Augen zu schwerem unruhigen Schlummer — doch nicht lange, so erweckt ihn ein Geräusch im Zimmer, das er für den leisen Fußtritt des Edelknaben hält. Er ruft seinen Nahmen, keine Antwort kömmt zurück, er reißt die weiten Vorhänge seines Bettes auf, und sieht nichts, als den purpurnen Wiederschein der Sonne — doch wieder glaubt er, das nehmliche Geräusch zu hören, und weil darauf Alles still wird, dünkt ihm: es habe sich jemand durch die Thür entfernt, die ihm die Umhänge des Bettes verbargen. Alles dies hatte er nur mit halbwachen Sinnen vernommen, und der Schlaf überraschte ihn von Neuem, ehe er den Entschluß, dem Diener zu läuten, ausführen mochte.

Egbert ward nun strenge befragt, allein er konnte nur betheuern, sich nicht aus dem Sessel vor dem Schlafgemach entfernt zu haben, auch hatte seine Wachsamkeit nicht der leiseste Schlummer getäuscht, und so

mochte er wohl mit seinem Leben beschwören, daß Niemand durch diese Thür eingegangen sey, als er selbst auf den Ruf des Gebieters. Doch wie aus dem leichten Nebel, der am Morgen das Gestirn des Tages umzieht, sich noch vor Mittag schwere Wetter entwickeln, die Baum und Hütte zerschmettern — so ward auch diese Frage, die Egbert sorglos beantwortet hatte, bald genug für ihn zur entscheidenden, über Leben und Tod. Von den Kostbarkeiten, die Dietmar gestern an einem Festtage trug, fehlte das köstlichste Stück, ein Demantring von dem höchsten Werth, den der geistliche Herr wie eins seiner Augen liebte, und unter allen Lebenden konnte nur Egbert ihn entwendet haben. Sein eignes Geständniß, daß Niemand als er selbst das wohlverwahrte Gemach betreten habe, zeigte wider ihn, der Bischoff hatte das Geräusch seines heimlichen Eintritts vernommen; jeder Gedanke an Diebstahl von Außen war bei der Lage des Schlosses unstatthaft; und als sich endlich gar ein Zeuge fand, der freiwillig aussagte, wie der Edel-

knabe seit Kurzem heimlichen Verkehr mit Fremden habe, die er jenseits des Flusses im Gehölz zu sprechen pflege, auch gestern auf seiner Kammer, bei einer Sonderung seines Eigenthums überrascht worden sey, die leichtlich auf eine Flucht zu deuten scheine, so ward der Unglückliche seiner Schwüre und Betheuerungen zum Trotz, des Verbrechens für überwiesen gehalten.

Bringe den Ring in der Frist einer Stunde zur Stelle, oder bereite Dich zum schnellen Tode, rief ihm Dietmar nach, als man ihn gefesselt aus dem Zimmer führte. Halbbewußtlos ward er die Windelstiegen hinan, in einen festen Thurm gebracht, den uns die Sage noch nach Jahrhunderten erkennen läßt, damit das Gedächtniß einer blutigen That nicht ins Dunkle versinke. Die Schlüssel zu Wunibalds Gefängniß wurden von ihm genommen, alle seine Haabe, selbst sein leichtes Gewand strenge durchsucht, doch vergebens. Der Ring blieb verloren, Egbert konnte ihn nicht wieder herbeibringen, sein Urtheil ward gesprochen, und der Beich=

tiger den man ihm sandte, hörte nichts von ihm als Versicherungen seiner Unschuld.

— So bin ich denn am Ziele, sagte er schmerzlich lächelnd zu sich selbst, während Thränen seine Wangen benetzten, die dem frischen sechzehnjährigen Leben flossen! — Und sagte der Heilige mir es nicht in jener Nacht, fuhr er fort, daß mir ein kurzer Weg beschieden sey, und der Tod der Unschuld. Darf ich trauern, daß mir der Himmel so früh seine Palme herniederneigt, daß ich meine Seele rein zu ihm senden darf, wie ich sie einst empfing? Ach immer, wenn ich sie je verstand, strebte sie ja der Heimath entgegen! Warum genügte ihr nichts hienieden, was Andere beglückte? Warum blieb in den seeligsten Stunden, beim Genuß der reichen Natur, beim Anblick des unermeßlichen Sternenplans, der untersinkenden Sonne, eine so unbegreifliche Sehnsucht in der Brust, die die Welt nicht befriedigen konnte? Ja, der Fremdling verlangte nach der Heimath, in das einzige gelobte Land, dem wir alle ange-

hören; und noch heute werde ich es auf Engelsflügeln erreichen! —

— War durch solche Gedanken der Schauer besiegt, der die letzte Stunde hienieden umdüstert, so blieb noch mancher Stachel in der Seele des Verurtheilten zurück, der ihm das Scheiden schwer, ja fast unmöglich machte. Wunibald war nicht gerettet; wochenlang hatte sein Geschick in Egberts Hand gelegen; ach, unnütze Zweifel hatten ihn verhindert, den Willen des Heiligen zu vollbringen bis es zu spät war! Vergebens wird nun Winifred auf den Schall des Ruders warten, kein Nachen führt ihr den Geliebten entgegen; vielleicht erfährt sie nicht einmal das unseelige Schicksal ihres Freundes, und das wichtigste Geschäft in Egberts Leben bleibt ungethan. Darum hing die Seele noch mit starken Banden an der Welt, er konnte es nicht fassen, daß der Todesstreich dieses heiße Streben endigen könne. Dachte er daneben noch an den Flecken, der unauslöschlich seinen Nahmen brandmarkte, und sein reines Leben mit Schande umzog, so verdoppelten sich die

Schmerzen seines Gemüths, und er wußte nur im Gebete Trost zu finden. Mit Angst und Thränen empfahl er den Himmlischen die letzten irdischen Wünsche, der Glaube an Erhörung senkte sich in sein Herz.

Indessen stieg auf dem Schloßhofe ein schwarzes Trauergerüst empor, die Menge erwartete mit verschiedenen Gefühlen das schauerliche Schauspiel. In Wunibalds Kerker trat ein alter Knecht, setzte schweigend Brod und Wasser zu seinen Füßen nieder, und blieb stumm wie das Grab, auf des Gefangenen Fragen, nach seinem vorigen Hüter. Kundschafter des Bischoffs spürten den Fremden nach, mit denen man Egbert im Einverständniß glaubte; aber Winifreds alte Wirthin, die ihren Gast liebte, blieb getreu, und nannte die Gräfin ihre Base. Benno und das Kind waren schon am frühen Morgen geschieden. Ob nun gleich hier nichts zu entdecken war, so vermehrte sich doch die strenge Wachsamkeit auf den Gefangenen. Gewappnete mußten Tag und Nacht die Thür seines Kerkers hüten, und ihre beständige Gegen-

wart belehrte Wunibald schmerzlich von der Aenderung seines Schicksals.

In der Dämmerung des Abends, wie die Nacht dem Tage obsiegte, kamen die Knechte von einem Priester begleitet, den Jüngling zum Tode zu führen. Sie fanden ihn bereit. Auf seinem bleichen Gesicht war der Ausdruck himmlischer Ruhe sichtbar; staunend betrachtete ihn der Priester, und ein Gemurmel lief durch die Versammlung, als er mit stillerhobenem Blick durch sie hinging.

Ich bin unschuldig! rief er laut, als schon das Schwerd über ihm schwebte; noch ein Augenblick und das Urtheil war vollzogen, das blühende Leben in den Staub gestreckt. —

— — Als Sanct Jacobs Tag vorüber war, und die Schloßuhr mit langsamen Schlägen Mitternacht verkündete, saßen zwei Wachen vor Wunibalds Kerker, und waren bemüht, die Schauer, die sie hier heimsuchten, durch leises flüsterndes Gespräch zu besiegen. Da rauschte es durch die gewundenen hochgewölbten Gänge, und eine leichte

weiße Gestalt ward in der Ferne sichtbar. Die Männer bezeichneten sich mit dem Kreuze, und fragten einander mehr durch Blicke als mit Worten: was die gewohnte Stille der Nacht und des Ortes so seltsam schauerlich unterbrechen möge. Ein lautes mächtiges „Wer da!“ donnerte durch die Hallen, doch nur der Wiederhall gab es zurück, und die Gestalt schwebte näher heran, war jetzt, von der hangenden Lampe des Gewölbes beschienen, so kenntlich, daß den beiden Männern das Haar emporsträubte, und das Herz hörbar gegen seine Eisenhülle klopfte.

Bei allen Heiligen, sagte der Eine mit bebender Stimme, die Gestalt gleicht Einem, der nicht mehr unter den Lebenden wandelt. Sprich! siehst du dasselbe, oder täuscht mich mein Entsetzen?

Wer bist du? rief der Zweite angestrengt und fest, steh und laß dich anschauen, im Nahmen der heiligen Jungfrau!

Die Gestalt blieb stehen, und zeichnete das Kreuz auf Stirn und Brust. Der erste Wächter hatte sein Gesicht verhüllt, der andere

starrte mit hohlen Augen das Wunderbare an. Ein bleiches Antlitz von gelben wallenden Locken umflossen, eine zarte ätherische Gestalt, die mehr zu schweben als zu schreiten schien, und von den Schauern des Jenseits umgeben war.

Es ist Egbert der Edelknabe! flüsterte der alte Kriegsknecht seinem Gefährten zu, und sank neben ihm nieder. Seine Sinne verdunkelten sich, er sah wie durch Nebel, empfand wie ein Träumender. Vorwärts schreitet die Erscheinung, die eiserne Thür des Kerkers weicht ihrer Berührung, während die eiskalte Hand des Wächters den Schlüssel krampfhaft fest hält. Ketten fallen klirrend zur Erde, hinter seinem wunderbarem Führer tritt der Graf aus dem Gefängniß hervor, und beide gehen langsam den Wachen vorüber, die sich mit denselben Fesseln gebunden glauben, welche ihr Gefangener früher trug.

Nicht weniger erstaunt, aber ohne Grauen, folgte Wunibald seinem Freunde, der immer in gleicher Entfernung, wie ein leitender

Stern, vor ihm her ging. Noch war kein Wort über des Grafen Lippen gegangen; er scheute es, die Todtenstille der einsamen Gänge durch einen Laut zu beleben, und vielleicht die schlafende Rache zu wecken. Erst als man im Freien war, beflügelte er seinen Schritt, Egbert zu erreichen, aber es gelang ihm nicht eher, bis Jener den Kahn bestieg, ihn schweigend zu folgen bedeutete, und das Ruder ergriff.

Egbert, mein Freund, mein Retter! rief Wunibald voll Entzücken, sprich wie ist Dir gelungen, was ich kaum noch glaube, obschon der weite Himmel seine glänzende Decke über mir ausspannt, und reine Luft mich erquickend umweht! Waren wir nicht entdeckt, wie ich fürchtete? Warst Du nicht selbst gefangen, wie mir die Angst vorspiegelte, oder wußtest Du Deine Wächter wie die Meinigen zu täuschen? Rede, laß mich Alles wissen, was seit unserer Trennung geschah. Seit ich Dich nicht sah, hat kein Wort menschlicher Rede mein Ohr erfreut? Vergebens fragte ich nach Egbert, vergebens nach der Ursache des fer=

nen grauenvollen Getümmels, das bis zu mir in die Tiefe scholl; man antwortete mir nicht, und ich träumte von Gefahren für Dich und mich.

Egbert blieb still, und winkte dem Grafen mit der Hand. Ich soll schweigen? fragte Jener, nun wohl, uns bleibt eine lange Zeit, Vergangenes zu besprechen, ich gehorche Dir.

Der Kahn trieb jetzt in der stillen Luft dem jenseitigen Ufer entgegen. Gedankenvoll sah der Graf bald in die zitternden Wellen, bald auf seinen Gefährten, dessen helle Gestalt aus der Tiefe der Nacht allein hervorleuchtete. Jetzt stieß das Fahrzeug ans Land, ein leiser Ruf von geliebter Stimme, wandelte die lautlose Oede, die bisher Wunibald umgeben hatte, in freundliches Leben. Zarte Arme streckten sich nach ihm aus, er lag an dem Herzen der weinenden Winifred! —

Aber lautlos und zu Eis erstarrt, stand der treue Benno bei den Pferden. Seine Seele schien in die Augen geflohen zu seyn, er richtete sie unvermerkt auf Wunibalds Begleiter, der noch einen Augenblick bei den

Wiedervereinigten verweilte, und dann nahe genug bei dem Alten vorüberglitt, um von ihm erkannt zu werden. Benno murmelte ein Ave, und hüllte sich dichter in seinen Mantel, denn es dünkte ihm, als schüttle Fieberfrost seine Glieder. Ihm war nicht unbewußt, was mit Egbert geschehen war; denn als er das Knäbchen der Gräfin in treue Hände geliefert hatte, und in wohlgewählter Verkleidung mit seinen Pferden zurückkehrte, da gesellte sich ein fremder Mann zu ihm, von dem er die Trauergeschichte, die Jenet mit Augen sahe, nebst allen sie begleitenden Umständen vernahm. Der Alte hatte nicht Zeit, Egberts kläglichen Tod zu betrauern; die Gefahr seiner Gräfin nahm seine ganze Seele ein; denn auch das wußte sein Gefährte, wie man in der Gegend umher nach Egberts Verführern spähe, und ihnen wohl schon auf der Spur sey. Benno machte sich behutsam von dem Sprecher los, und wählte manchen Umweg, bis zu dem Ort, wo Winifred seiner wartete. Aber sorgfältig verschwieg er ihr, was er wußte, hörte

sie mit blutendem Herzen von ihren Hoffnungen reden, und folgte ihr mit dem Entschluß ans Ufer, sie durch eine Vorspiegelung, die vielleicht seinem bangen Herzen nicht gelungen wäre, aus der Gegend hinwegzubringen, wo ihr Gefahr drohete. Schon war er im Begriff, sein schweres Vorhaben auszuführen, als Winifreds lauschendes Ohr den Ruderschlag vernahm, das Fahrzeug erblickte, es landen sah, und in den Armen des Gemahls selbst seinen Retter vergaß. Was sie aus Bennos Munde vernahm, da sie endlich nach ihm fragte, ist uns bekannt. Auch Wunibald erkannte nun deutlich genug, er sey im Geleit eines Wesens aus jener Welt gewandelt. Er erinnerte sich an die Unmöglichkeit, sich Egbert zu nahen, die er wohl gefühlt hatte, ohne sie zu begreifen, an sein Schweigen, und an den leisen Schauer, der in der letzten Zeit der todtstillen Fahrt sein nie zagendes Herz befallen hatte. — Schweigend wie zu einem Trauerzuge bestieg die kleine Gesellschaft ihre Rosse, und reiche Opfer für die unberathne Seele ihres Lieb-

lings wurden an jedem Altar von den Pilgern niedergelegt.

An dem beschöfflichen Hofe verbreitete sich indessen ganz leise die Sage, wie sich Egberts Gestalt nächtlich in den weiten Höfen und Gängen sehen lasse, freundlich winkend, und die Begegnenden mit bittender Geberde zum Folgen einladend. Einige waren muthig genug gewesen ihm einige Schritte nachzugehen, und hatten ihn endlich auf der Windelstiege zu jenem Thurm aus den Augen verloren, aus welchem der unglückliche Jüngling den Todesweg antrat. Graf Wunibalds Wächter hätten wohl noch mehr zu sagen gewußt, allein sie waren entflohen. Sie zweifelten mit Recht, daß man einer so wunderbaren Aussage, als die ihrige seyn mußte, Glauben beimessen würde.

Herbst und Winter waren vorüber, der Frühling kehrte wieder, auf Egberts einsamem Grabe sproßte erst das Gras, dann aber erhob sich zu Aller Verwunderung aus demselben eine Lilie von seltener Schönheit und

Höhe; man flüsterte noch öfters von jenen Erscheinungen. Die Edelknaben wachten nie einzeln vor dem bischöfflichen Zimmern, und ihr Herr glaubte jetzt oft ein ähnliches Geräusch zu hören, wie in jener Nacht, wo der Ring entwendet ward; aber er rief Egberts Nahmen nicht, auch riß er den Vorhang nicht zurück, um nicht zu sehen, wofür ihm mehr als Andern graute. Da kam Graf Wunibald von seiner Pilgerfahrt heim, kehrte in sein Land zurück, und baute die zerstörte Burg wieder auf. Weil aber die alten Streitigkeiten mit seinem Feinde nur schliefen, nicht geschlichtet waren, so sandte er einen Getreuen mit friedlichem Gruße und guten Erbietungen ab, der Vollmacht hatte, kein Opfer für den Frieden zu scheuen. Die Boten gingen hin und her, forderten und erhielten, und es kam so weit, daß endlich Graf Wunibald selbst, mit einem reisigen Geleit, in das Schloß an der Saale eintritt, um durch Wort und Handschlag einen dauernden Verein zu schließen. Ueber seine Heldenwange rollten Thränen, als er

den Schloßhof betrat; denn was Zeit und Entfernung mit einem leichten Schleier bedeckt hatten, ward ihm hier wieder neu, indem er den Ort mit Augen sah, wo dereinst seines Freundes Blut geflossen war. Mühsam bekämpfte er diese Gefühle, und folgte dem Bischoff in die Messe, nach deren Endigung beide noch einmal feierlich die Festhaltung ihres Vertrags am Altar gelobten. Drauf erhub man sich ins Schloß, ein gastliches Mahl besiegelte nach dem Brauch jener Zeit die neue Eintracht, wobei des Weins nicht geschont wurde, und da der Pokal die Gäste bis gegen Mitternacht beisammenhielt, wies man dem Grafen ein Zimmer im Schlosse an, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen, und zur Rückreise den Schimmer der Morgenröthe zu erwarten.

Ermüdet streckte Wunibald sich auf den Polstern aus, doch der Schlaf schien ihn zu fliehen, und die hohen Kerzen, die man an sein Lager gestellt hatte, blieben unverlöscht. Tausend Erinnerungen bestürmten hier des Grafen Herz; er ruhete vielleicht über eben

der Stelle, wo er die trübsten Monate seines Lebens zubrachte; die Fenster seines Gemachs gingen auf dieselbe Gegend, durch die ihn jenesmal seine wunderbare Flucht führte; der nämliche Ton verkündete jetzt, wie damals, die Mitternachtstunde langsam mit hohlen Schwingungen. Nun ist der letzte Laut verhallt, und die vorige Todtenstille nimmt wieder Besitz von der ruhenden Welt. Aber horch — ein leises Geräusch unterbricht sie, wie wenn Herbstwind durch gefallene Blätter weht. Wunibald erhebt sein Haupt aus den Kissen, und bleibt unbeweglich — die Hand an sein bloßes Schwerd gelegt, das vor ihm ruht, die Augen fest auf die hohe Flügelthür gerichtet, die sich weit öffnet, und eine Gestalt einläßt, vor welcher sein muthiges Heldenherz einen Augenblick den gewohnten Schlag verlernt. In den bleichen geisterhaften Zügen, die ihm ein holdseeliges längst verblichnes Freundesantliz zeigen, in den freundlichen Augen, die sich auf ihn heften, an den blonden Locken, die eine Glorie um das zarte Haupt zu weben scheinen, erkennt er Egbert,

seinen Retter. Er winkt ihm bittend, und deutet auf die Thür, er schreitet näher, und winkt von Neuem. Wunibalds erstarrte Hand läßt das Schwerd fallen, er rafft sich auf, schlägt ein Kreuz und ergreift die wehende Kerze; die Gestalt hebt Blick und Arme wie dankend zum Himmel auf, und gleitet dem standhaft folgenden Grafen in ziemlicher Entfernung voran, durch die Flügelthür, die sich hinter ihnen schließt, über Coridor und Treppen, durch Gänge und Säle.

Eine steile, immer steiler werdende Treppe war nun erstiegen, und Wunibald stand dicht neben seinem Führer. Ein Blick belehrte ihn, daß er sich in der Spindel eines Thurms befand, und hier schien das Ziel seiner Wanderung zu seyn. Egberts Hand deutete in die Höhe, auf einen Gegenstand, den der Graf eben genauer ins Auge fassen wollte, als ein Zugwind seine Kerze verlöschte, und ihn in dichte Dunkelheit begrub. Er schauerte in sich zusammen, es schien ihm unmöglich den Rückweg zu finden, auch dünkte ihm, er sey allein, und fast hätte er alles für Traum gehalten, wenn nicht der harte Boden, auf welchem er sich jetzt niederließ, um den Morgen zu erwarten, ihn eines Andern überzeugt hätte. Tödtliche Müdigkeit führte ihm hier

den Schlummer zu, er schlief fest ein, aber nicht ruhig. Er glaubte Worte zu hören, die ihm nicht ganz deutlich wurden, glaubte Egberts Stimme zu vernehmen, wollte sich aufraffen, und vermochte es nicht. Zuweilen umtönte es ihn wie Vogelflug, die räthselhaften Worte bekamen einen Sinn, aber schnell war alles wieder in die vorige Nacht gehüllt, der Schlaf nahm ihn aufs Neue gefangen.

Die Sonne stieg eben herauf, als Wunibalds Reisige ihres Herren Herrn Roß in den Schloßhof führten; des Bischoffs Edelknaben standen an den Fenstern, freuten sich des muthigen Thieres, das ungeduldig den Boden stampfte, und der bärtigen Krieger, die mit ihrem festen Schritt und trotzige Blicke der muntern Jugend gar wohl gefielen. Da öffnete sich die Thür, und Graf Wunibald trat zu den Jünglingen ein, mit dem Begehren, augenblicklich bei ihrem Herrn gemeldet zu werden. Staunend sahen die Edelknaben ihn an, denn in seinen Häuden flatterte ein mächtiger Rabe; sie lachten heimlich, und gingen hinein, dem Bischoff — wie sie flüsternd meinten — ein seltsames Geschenk zu verheißen.

Ach wohl war es ein kostbares, ein theures

Geschenk, das Jener aus Wunibalds Händen empfing. In des Raben Nest, der in Egberts Gefängnißthurm wohnte, hatte der Graf heute den Ring entdeckt, um den des Jünglings Blut floß; er kam, den Diamant, an dem die Thräne der Unschuld haftete, mit seinem Räuber auszuliefern, und erzählte treulich die schaurige Nachtgeschichte, vor der des Hörers Haar sich empor sträubte!

Egberts Unschuld war nun erwiesen, und fortan störte nichts die nächtliche Ruhe auf dem Schlosse. Aber dem bereuenden Dittmar zeigte der Gram noch oft die Gestalt, die sonst Niemand mehr sahe. Er ließ den Raben im eisernen Käfig auf dem Schloßhofe verwahren zum Gedächtniß und zur Warnung; er reichte ihm selbst seine Nahrung, um den Gedanken an die Möglichkeit eines ungerechten Urtheils sich täglich lebendig zu erhalten. Und noch jetzt, nach vielen hundert Jahren, sieht man auf jenem Schloßhofe einen eingekerkerten Raben, und der Thurm, in welchem der Edelknabe seinen letzten Stunden lebte, während der köstliche Raub über seinem Haupte lag, bleibt vor den Uebrigen ausgezeichnet, um von Jahrhundert zu Jahrhundert fortzupflanzen, was nicht in Vergessenheit sinken soll.

V.

Einige Worte

über die berühmte Schauspielerin

Sophie Schröder.

Nach den vielen Lobreden auf diese Darstellerin sollte man glauben, daß sie das Unmögliche möglich mache, und in der Darstellung jene Objektivität vollkommen erreiche, welche von der Kritik als Ideal aufgestellt wird. Denn in den vielen panegyrischen Ergießungen findet sich kaum eine Andeutung, daß die Gerühmte doch auch ein Individuum sey, eine Persönlichkeit habe; es wird immer nur im Allgemeinen versichert und betheuert, sie sey die größte jetzt lebende tragische Schauspielerin. Man sagt aber damit in der That viel zu wenig. Denn sind ihre Darstellungen so frei von aller Subjektivität, als man aus den Lobreden schließen muß, so ist sie schlechthin die vollkommenste tragische Darstellerin, die jemals gewesen ist und seyn wird, eine mimische Wunderthäterin, so unerschöpflich

in den mannigfaltigsten Gebilden des Lebens, als die Natur selbst.

Nach langem Harren ist mir endlich das Glück geworden, die hochgefeierte Künstlerin selbst zu sehen, und ich bin nun über jene allgemeine Lobpreisungen nur noch mehr verwundert; denn hab' ich auch nur zwei ihrer Darstellungen beiwohnen können, so ist mir doch aus ihnen ihre besondere Darstellungsart sehr klar geworden, so daß ich zwar gern der Behauptung beistimme, sie sey die erste jetzt lebende tragische Schauspielerin, aber gar sehr zweifle, ob sie auch eine wahrhaft große tragische Schauspielerin sey.

Die Wirkung, welche ihre Darstellungen in den Hauptmomenten auf mich machten, war außerordentlich, und ich erinnere mich, nur von Herrn Eßlair's Spiel ähnliche Eindrücke erfahren zu haben. Ich ward durch und durch erschüttert, ich bebte und entsetzte mich, und mußte die ungemeine Kraft anstaunen und bewundern, die eine solche Macht über mich ausübte. Zugleich konnt' ich mich jedoch des unangenehmen Gefühls nicht

erwehren, daß diese ungemeine Kraft zu gewaltsam auf mich wirkte, daß das Aufschrekkende, Entsetzende mich betäubte und verletzte. Wahrheit konnt' ich der Darstellung nicht absprechen, aber ich vermißte jene Kunstwahrheit, welche bei aller Kraft, womit sie uns ergreift, doch die Besonnenheit und Fassung nicht aufhebt, ohne welche kein wahrer Kunstgenuß möglich ist.

Tief verletzend, empörend wirkte auf mich in der Phädra vornehmlich der Moment, wo sie die Nachricht erhält, daß Theseus nicht mehr lebe. Aus dem Blicke, den sie, den Zuschauern zugewandt, in diesem Momente sehen ließ, blitzte das Gräßliche der verrätherischen Freude mit solcher Furchtbarkeit, daß mir nicht anders war, als führe plötzlich ein starker Blitzstrahl dicht vor mir nieder; ich schreckte zusammen, mir grausete, ich wandte mich unwillkührlich weg, und mich verlangte keinesweges, diesen Anblick je wieder zu haben. In dieser Art fand ich die ganze Darstellung der Phädra durchgeführt. Das schon in der Dichtung bis zum Anstößigen

und Widrigen stark geschilderte Verhältniß der Phädra zum Hippolyt wurde durch die Darstellerin nicht gemildert, sie bot vielmehr alle ihre ungemeine Kraft auf, der Dichtung völliges Genüge zu thun. So war das erste Auftreten ein so laut sprechendes Gemälde des verzweifelnden Kampfes der sinnlichsten Begierde, daß sich die Leidenschaft ganz ohne Hülle den Blicken Preis gab. Ein solches Gemälde ist aber wohl nicht geeignet, die Leidenschaft zu reinigen, wie doch von der Kunst gefordert wird; es erweckt vielmehr das, was es wie eine Zerstörung drohende Flamme soll erscheinen lassen. Auch da, wo der Ausdruck milderer Empfindung hätte Statt finden können, zeigte sich etwas Leidenschaftliches oder doch eine gewisse Schroffheit. So wurden z. B. die Worte, womit Phädra betheuert, sie habe nicht unterlassen, ihre sträfliche Neigung zum Hippolyt tapfer zu bekämpfen, nicht mit der geringsten Beimischung von Wehmuth gesprochen, sondern in dem Tone der Ruhmredigkeit und als spreche sie dieses Kämpfen mit der Leidenschaft

von aller Schuld frei. Uebrigens war die Durchführung der ganzen Rolle sehr gleich und übereinstimmend, und zeigte von einer Energie und einem Talent, die man durchaus bewundern muß, wenn man auch nicht umhin kann, dieser außerordentlichen Kraft eine andere Richtung zu wünschen.

So wie ich in der Darstellung der Phädra die Anmuth vermißte und statt der Grazie nur Reiz fand, so fand ich in der Darstellung der Regentin Sophie, in dem bei aller Leidenschaftlichkeit auffallend frostigen Trauerspiele: die Fürsten Chawansky, nicht die wahre Würde, sondern nur eine Haltung und ein Benehmen, das zu imponiren weiß, also bloß den Schein der Würde hat. Die Haltung hatte in der Scene, wo Sophie ganz Regentin ist, und besonders in der Unterredung mit dem Kanzler, etwas Erzwungenes, Hinaufgeschraubtes, und wo der Kanzler wagt, ihr Gegenvorstellungen zu machen, lag in ihrem strengen Verweise dieser Anmaßung zu viel Gebieterisches, zumahl einem wenig bedeutenden, characterlosen Manne

gegenüber. Wahre Würde äußert sich in solchen Verhältnissen stets mit einer Ruhe und Sicherheit, die aus dem Bewußtseyn des höhern Werthes hervorgeht. Uebrigens zeigte sich in den leidenschaftlichen Stellen wieder jene außerordentliche, aber verletzende Kraft der Darstellung, unter andern in dem höhnenden Triumphe, womit sie über die Schwester den Dolch schwingt. Die ruhige Stelle in der Scene der Verzweiflung, wo sie sich von Allen verlassen und verrathen sieht, war nicht ohne Künstelei, die nur dann verschwand, wenn die Verzweiflung in heftiges Toben ausbrach. Und so wie jene ruhigen Stellen gekünstelt, so war das Spiel in der zärtlichen Scene nicht überzeugend genug; ich wenigstens konnte an die Wahrheit dieser Liebe nur halb glauben, und sie erschien mir mehr wie Schmeichelei, als wie ächte Zärtlichkeit.

Kurz, die ganze Art der Darstellung erinnerte mich an die bekannte charakteristische Anekdote von Voltaire. Als dieser mit einer Schauspielerin eine tragische Rolle durchging, konnte sie es ihm lange nicht zu Danke machen;

sie war ihm immer nicht kräftig und nachdrücklich genug, so daß sie endlich vor Ungeduld ausrief: Wenn ich so spiele, wie Sie es verlangen, so wird man sagen, die hat den Teufel im Leibe. Das ist eben das Rechte, versetzte Voltaire, eine tragische Schauspielerin muß den Teufel im Leibe haben.

In den Lobreden find' ich auch hier und da Aeußerungen, die meine Ansicht bestätigen. So führt ein Lobpreisender, der sich sonst in keine Einzelheiten einläßt, als etwas besonderes an, in der Rolle der Iphigenia habe ihre Erzählung von dem Sturze des Tantalus und die schweren Thaten des Thyestes und Atreus die ganze Versammlung erschüttert. Kann wohl die Darstellung der Iphigenia vorzüglich seyn, wo jene Erzählung so hervorgehoben wird, daß sie eine ganz besondere Wirkung thut? Ueberdieß ist man auch darüber ziemlich einig, daß Mad. Schröder in der Darstellung der Iphigenia der Mad. Wolf nachstehe.

Merkwürdig ist mir auch in einigen Berichten gewesen, daß sie als Isabella in

der Braut von Messina blos die Mutter zeigt und nicht die würdevolle Fürstin, was denn, seltsam genug, von den meisten auch ist gelobt worden! — Eben so soll sie als Elisabeth in Maria Stuart zu wenig die Königin zeigen, und das Heimtückische auffallend hervorheben, da doch denn nicht begreiflich bleibt, warum sie so lange mit der Ermordung zögert. Als Lady Macbeth ziehen ihr Manche die Bethmann vor, weil sie in dieser Rolle die Lady als eine vollendete, ganz entmenschte Vollandine darstellt. Einer ihrer eifrigsten Lobpreiser lobt denn auch diese völlige Entmenschung, weil sie der Wahrheit entspreche, und verbietet alle Vergleichung mit einer — Verstorbenen. Man sieht, die Lobwuth geht bis ins Fanatische.

Daß eine Darstellungsart, wie die angedeutete, fast nur unbedingte Lobredner und bei der Menge außerordentlichen Beifall findet, ist sehr leicht zu erklären. Der Zeitgeschmack scheint sich überhaupt besonders zum Starken und Auffallenden hinzuneigen,

wonach es beim Trauerspiel heißt! Je stärker je besser, so wie bei der Posse: Je toller je besser. Man will so heftig erschüttert werden, als irgend möglich, und ist vor tragischer Wonne außer sich, wenn die Haare zu Berge steigen. Das alte Mißverständniß, wonach man von der Kunst schlechthin Wahrheit fordert, kehrt immer wieder. Man denkt sich diese Wahrheit gleichsam körperlich, handgreiflich, und erwägt nicht, daß die Kunst nur andeuten und die Phantasie des Zuschauers, ihren Andeutungen gemäß, anregen und thätig machen soll.

Herr Eßlair hat eine ähnliche Art darzustellen, wie die geschilderte, und mag auch dieser größtentheils seinen Ruhm und Beifall verdanken. Ihn als Macbeth und Madam Schröder als die Lady zusammen spielen zu sehen, möchte einzig in seiner Art seyn; doch wären wohl dabei Manchem so derbe Nerven zu wünschen, als etwa der grimme Hagene mag gehabt haben.

Man kann Mad. Wolf als das Widerspiel der Mad. Schröder ansehen; denn wie

bei dieser der Stoff vorwaltet, wie sie in ihren Wirkungen zu stark und heftig ist, so herrscht bei jener die Form vor, und ihre Darstellungen machen nicht den vollen, ergreifenden Eindruck. Vielleicht ist Mad. Stich bestimmt, beide einseitige Richtungen auszugleichen und so dem Ideale einer tragischen Schauspielerin noch näher zu kommen.

G r s.

VI.

Denkmale.

I.

Vorspiel
zu
Göthe's Geburtsfeier
auf der Rudolstädter Bühne 1819.

Vorwort.

Wenige Tage vor Göthe's Geburtstag traf die Schauspielergesellschaft der Madame Walther, aus Halle und Dessau, in Rudolstadt ein. Kein Göthesches Drama war einstudirt, Phädra das einzige Stück auf dem Repertoir der Gesellschaft, dessen Aufführung an diesem Tage, schon des Namens: Schiller wegen, nicht gerade unwürdig erscheinen mochte. So wurde in 24 Stunden das folgende Vorspiel zu dieser Vorstellung gedichtet, welches freilich die engsten Gränzen nicht überschreiten durfte, wenn dessen Ausführung noch möglich werden sollte.

Personen.

Prologus,

idealisches Costüme, griechischer Weise sich nähernd.

Mephistopheles,

Galant'huomo aus dem 15ten Jahrhundert, spanische Tracht roth und schwarz, Hahnenfeder.

Freie Gegend.

Prologus.

Wie könnte wohl im Saal der Kunst sich heute
Zum Schau'n und Hören deutsches Volk versammeln,
Und nicht mit stolzem, wonnigem Gefühle
Segnen den Tag, der Ihn ins Leben rief,
Den unerreichten Meister deutscher Zungen?
Wär's uns vergönnt, vermöchten wir's, dies Fest
So zu begeh'n, wie wir es gern begiengen,
Wir hätten zu der Feier Euch geladen,
Die einzig würdig solchen Tag kann zieren.

Besäßen wirklich wir den Zauberstab,
Der günstig Ihm stets zu Gebothe steht,
Es müßt' im Augenblick dies enge Haus
Umwandeln sich zum weiten heitern Tempel,
Im Festes=Glanze müßte alles prangen,
Der Säulen schlanken Schafft ein Blüthenflor
Umwinden, reich der Schmuck des Lorbeerhain's
Ringsum in tausend Kränzen freudig grünen;
Als gastlich Dach der Himmel d'rob sich wölben,
Und von den lichten heitern Höhen dann
Die herrlichen Gestalten niedersteigen,
Die Er aus seinem Himmel uns gesendet.
Es müßten Tasso's Gluthen Euch entzünden,
An Iphigeniens Sonnenreinheit solltet Ihr,
An Egmonts jugendlichem Lebensmuth,
An seiner Todesfreudigkeit, wenns gilt
Das Liebste zu erretten, Euch erheben.
Was preißt den Schöpfer mehr als seine Welt? —
Doch da uns solche Feier streng versagt,
So wollt gering're Gabe nicht verschmähn.
Was unsers hohen Meisters nächster Freund,
Der Ihm vorausgeschwebt zu lichten Höh'n,
Werth hielt ins liebe Teutsch zu übertragen,
Nicht mögt Ihr's dieses Tages unwerth nennen.

Mephistopheles tritt auf.

Verzeiht, wenn ich euch eben störe,
Vielmehr freut euch, daß ich euch hier beehre;
Denn stören kann ich jetzo nirgends mehr,
Dazu bin ich schon lange viel zu sehr
In allen Häusern Freund vom Hause;
Wie sollt' ichs nicht in diesem seyn?
Wo mich nach ziemlich langer Pause
Gar sehr ergötzt der Lampenschein;
Mit aller Welt auf: Du und Du
Befremdet Niemand meine Nähe,
Wer mich nicht mag, der drückt ein Auge zu
Und thut, als ob er mich nicht sähe.
Drum wähnt nur nicht, daß man mich scheu' und meide:
Ein jeder leiht mir täglich Hand und Ohr,
Und ob ich mich auch man'chmal spanisch kleide,
Ich komme gar Niemand mehr spanisch vor.
Euch hört' ich festlich declamiren:
Da mußt' ich nach der Ursach' spüren;
Vom Tanz um's gold'ne Kalb bis auf
Sankt Magdalenentag und aller Seelen
Durft' ich, mein Ehrenwort darauf,
Bis heut' bei keinem Feste fehlen.

So deutet mir gefälligst diese Feier,
Schon bin ich da und freu' mich ungeheuer.

Prologus.

Kaum ist ein Tag der schöneres uns böte;
Denn dieser schenkte einst uns unsern Göthe.

Mephistopheles,

mit der Geberde des Unbehagens bei Seite.

Hm! Hm! hör' ich den Namen nur,
Komm' ich mir vor wie seine Kreatur;
Mir scheint's, ich werde hier nicht lange seyn.

laut.

Sagt mir, ist das wohl auch verständig,
Dem jetzo Kränze schon zu weih'n;
Der Mann ist ja noch gar lebendig.
Sonst habt vorsicht'ger nur den Todten
Des Ruhmes leck're Speise ihr geboten;
Erst wenn die Würmer schon den Leib zernagen,
Soll man nach Herzenslust zu loben wagen.
Doch habt ihr recht, den Mann zu preisen,
Der fernsten Nachwelt wird er noch die Wege
weisen;
Denn ob auch Griechisch und Latein
Nicht so wie sonst die Jugend mehr erfreun:

Die Kunst bleibt dennoch wohl bestellt;
Das Streben, die Antique zu verstehn,
Kann nun und nimmer wieder untergehn.
Wird doch die junge Künstlerwelt,
Den Marmor fleißig zu studiren,
In keiner Zeit den regsten Trieb verlieren.

Bei Seite.

Gäb's nur ein wenig mehr zu blasphemiren! —
Dem Meister komm' ich gar zu ungern nah;
Denn wo sie ihn nur erst verstehn,
Da kann der Teufel nichts an ihm verdrehn;
Der Mann steht gar zu sicher da.
Wär's einer von den andern, die noch tappen,
Den wollt' ich anders auf die Finger klappen:
Doch so —

laut.

Lebt wohl, es wird ja bei dem regen Leben
Schon in der Nähe mehr für mich zu schaffen geben.

Ab.

Prologus.

Die Feier kann kein Schalk uns stören,
Den Mann zu preisen uns kein böser Geist verwehren,
Und die sogar, die immer sonst verneinen,
Sie müssen hier mit einzustimmen scheinen.

Ihm, Mit- und Nachwelt, eure schönsten Kränze
sendet
Ihm, der so viel gerundet und vollendet;
Den Dichter, der bei Göttern heimisch wohnet,
Hier nur ein Lorbeerzweig aus edler Hand belohnet;
Gesegnete und hochbeglückte Hore,
Die Tasso krönt durch seine Leonore!

Bei diesen Worten öffnet sich der Hintergrund der Bühne, man sieht in magischer Beleuchtung die Gruppe aus Tasso, wo die Prinzessin den Dichter krönt. (Act 1. Scene 3.)

Ja hebt ihn auf, ihr Götter! und verklärt
Ihn über Wolken, daß er hoch und höher
Und kaum erreichbar schwebe! Diesen Kranz
Auf unsers Meisters sonn'umstrahltes Haupt!

Ludwig Frhr. v. Lichtenstein.

2.

Das Infantichord.

Ein Kinder-Spiel an Houwalds Geburtstage.

Wilibald,

in ausländischer Tracht, den Wanderstab in der Hand, tritt ein.

Gott grüß euch, werther Herr und werthe Gäste!
Ich komme weit aus fremden Landen her,
und reise hier vorbei von ungefähr,
und höre da von einem frohen Feste: —
beim frohen Feste ist der Künstler gern.
Allein ist er auch gern gesehn, ihr Herrn?
Ich singe nicht und ach! — ich spring' auch nicht!
Ihr zuckt die Achseln, denkt: „der arme Wicht!
Kann er nicht tanzen und nicht singen,
so wird ihm seine Reise wenig bringen.
Was kann er denn? was treibt, was ist er? wer?
Doch etwa nicht? — — ja, seht nur sein Erröthen!
Gott besser's! ach, wohl gar ein Stückchen von Poeten?
Mein Freund, Gedichte liest ja niemand mehr.

Geh' er mit Gott!" — Nun, nun, erschreckt nur nicht so sehr!
Bin kein Poet! Möcht' euch ein Instrument nur zeigen,
ein Instrument, das ich erfand,
beliebt's euch, günstig mir das Ohr zu neigen;
Infantichord hab' ich's genannt.
Und läßt sich auch vielleicht ein Vers vernehmen,
hab' ich ihn nicht, ihn hat das Instrument gemacht,
und hab' ich also nicht mich drob zu schämen. —
„Ein Instrument, das Verse macht?" —
denkt ihr — „das hat er ziemlich schlau erdacht.
Ihn hat die Noth, die unsre Dichter meistert,
ihn hat der Zeitgeist selbst, der Fabrikant, begeistert!" —
Weiß nicht! ich glaube kaum. Doch schaut nur selber drein;
ich hohle mein Infantichord herein!
Was mich begeistert, sollt ihr dann begreifen.

Er geht und hohlt die nachfolgend benannten Kinder, die Hand in Hand, durch eine Blumenkette mit einander verbunden, hereintreten. Er stellt sie nach der Größe in eine Reihe.

Da stell' ich nun mein Instrument euch hin!
Da stehn nun meine Orgelpfeifen!
Die stärksten Töne schlafen noch darin,

bis einst, wenn Blumen es nicht mehr umschlingen,
des Sturmes Athemzüge mit ihm ringen
und Schmerz und Lust dann die Register alle ziehn.
Doch läßt geschickte Hand in feinen Melodien
auch jetzt schon meine Orgelpfeifen klingen;
und rührt man sie leis und bedächtig an
und läßt sie tönen einzeln jede,
so giebt die eine dreist, die andre etwas blöde,
die forte, die piano, wie sie kann,
in einem Bilde, ihren Grundton an.
Ist es erlaubt, will ich zur Probe schreiten.
die Bilder *) werdet ihr euch selber leichtlich deuten.

Er berührt das erste der Kinder mit seinem Stabe: es spricht wie folgt, und dann die andern alle, wie er sie berührt.

Jeanette.

Ein klarer Bach geht durch die Auen
Still und bedächtig seine Bahn.
Die Blumen und der Himmel schauen
Sich in dem heitern Spiegel an.

---

*) Im Originale befinden sich vor der Rede jedes Kindes gemalte Vignetten, wodurch der Verfasser das eigenthümliche Wesen, den Charakter oder die Neigung eines jeden auszusprechen suchte.

Und scheint die Sonne ob ihm heller,
Treibt um ihn Sturm das wilde Spiel:
Er geht nicht langsamer, nicht schneller —
Kommt, wie die Andern, doch ans Ziel.

Den Bach mit seinem stillen Wesen
Gab man zum Bilde mir mit Sinn:
Auf klarem Grunde magst du lesen,
Wie gut, o Vater, ich dir bin!

Antonie.

Es treibt der Wind, die Wolke zieht —
Was aus ihr wird, wohin sie flieht,
Und wie sie sich gestaltet;
Weiß nicht! Doch weiß ich sicherlich,
Allzeit von Herzen lieb ich Dich,
Wie Sturm und Leben waltet!

Karl. *)

Im klaren See, auf Silberwellen,
Da fährt ein Schifflein lustig hin;
Von heiterm Muth die Seegel schwellen
Am Steuer sitzt der leichte Sinn.

*) Des Verfassers Sohn, welcher nach dem Tode seiner Mutter mit den Kindern des Freundes erzogen wird.

Die Berge stehn in goldnem Lichte,
Und ringsum grünt und blüht das Land,
Die Bäume bieten süße Früchte,
Und Blumen nicken an dem Strand.

Zwar braust in Nebelferne draussen
Ein unbekanntes weites Meer;
Doch fahr' nur zu und laß es brausen!
Wohin es geht, frag' ich nicht sehr.

Ist doch so hübsch hier auf und nieder!
Glaub' nicht, daß es wo besser sey.
Hier fand ich eine Mutter wieder,
Hier fand ich ja der Väter zwei;

Und diese sind mit Sorg' und Treue,
So gut ich allen dreien bin,
So herzlich gut mir alle dreie: —
Drum fahr', mein Schifflein, lustig hin!

E r n st.

Der Jäger zieht beim frühsten Schein
Frisch auf in den grünen Wald hinein.
Hollah! Trarah! das Hifthorn schallt,
Die Meute kläfft, die Büchse knallt,

Es glänzt rothgülden der Eichensaal,
Fern decken die Nebel noch Berg und Thal.
Frisch auf, ihr Jäger im Morgenlicht!
Frisch auf, eh' heiß der Mittag sticht!
Noch zieht der Vater mit uns aus;
Noch schafft der Vater in Wald und Haus:
Ach, könnte, du lieber Vater mein,
Das immer nur immer nur also seyn!
Frisch auf, mein Vater, im Morgenschein
Mit uns in den grünen Wald hinein!

Mariane und Wilhelmine.

Wilhelmine.

Saß ein Dächslein auf dem Bau;
Kam zu ihm das Füchslein schlau,
Sprach verschmitzt nach seiner Sitte:
„Sagt, Frau Nachbarin, ich bitte,
Sagt mir doch, ihr seyd gelehrt,
Eure Meinung unbeschwert!
Ging ein wenig aus nach Beute,
Und da hab' ich einem Streite
Im Verborgnen zugehört,

Einem wunderlichen Streite;
Denn es stritten sich drei Leute,
Stritten lange hin und her,
Was wohl zu den guten Dingen
In der Welt zu rechnen wär'."

Mariane.

„Der Bescheid ist leicht zu bringen!" —
Rief das Dächslein wohlgemuth —
„Schlaf ist gut und Speis' ist gut."

Minchen.

„Ja" fiel hier das Füchslein ein,
Mit dem Kopfe zierlich nickend
Und aus klaren Aeugelein
So recht pfiffig seitwärts blickend,
„Ja," so sprach, was stark an Bauch.
Einer von den dreien auch.
Doch ein Andrer meinte eben,
Ohne Liebe sey das Leben
Eine matte Lumperei;
Ja, der Mensch, so meint' er, bliebe
Doch ein Thier nur ohne Liebe.
Und nach reiflichem Ermessen
Stimm' ich fast der Meinung bei.

Schlaf ist gut, noch besser Essen;
Doch es dünkt mich, meiner Treu!
Wenn mich Vater liebt daneben,
Mutter auch ein Gleiches thut,
Ja, dann sind doch wahrlich eben
Beide Dinge erst recht gut."

Mariane.

„Brav!" rief Dächslein „Zugegeben!
Recht von Herzen stimm' ich bei,
Aller guten Ding' sind drei!"

Emma.

Zugleich für ihre Geschwister: Florentine und Moritz.

Drei Knospen auf einem Zweige,
Die sah ich neulich stehn,
Und über grüne Hügel
Den Frühling wieder gehn.

Drei Knospen auf einem Zweige,
Sie öffnen schnell ihr Haus
Und schaun wie frohe Kinder
Nach ihrem Vater aus.

Sie neigen sich hinüber
Als wie zu Wort und Kuß,
Und auf den rothen Wangen
Brennt stiller Liebesgruß.

Der Frühling lacht vom Hügel
Sie an im Weitergehn;
Denn ob sie schon nicht sprechen,
Er mag sie doch verstehn.

Drei Knospen auf einem Zweige —
Sieh! vor dir stehn sie da.
Und ob sie nicht viel sprechen:
Ach, du verstehst sie ja!

Wilibald, nach einer kleinen Pause.

Verschieden ist des Lebens Melodie,
Nicht alle können eine Weise singen:
verschieden klingen drum auch sie.
Doch wie verschieden sie auch klingen,
in einem Tone doch durchdringen,
in einen Ton vereinigen sie sich
und fließen leicht, wie nahgeweckte Flammen,

in einer schönen Harmonie zusammen:
denn herzlich lieben alle, Vater, dich!
Und wenn ich auch aus meiner Rolle falle,
so fall' ich dennoch in den allgemeinen Ton,
und sag' es laut: ich liebe dich wie Alle,
ich Wilibald, dein alter treuer Sohn!

C. W Contessa.

3.

Nach Vollendung meines Trauerspieles „Turturell.“

Ein fabelhaft Gebild, das niemals lebte,
Hatt' ich auf dunklem Zeitengrund gewoben;
Und als vom Werk den Vorhang ich gehoben;
Und, glänzend, das was ich zu bilden strebte,
Vor mir zu sehn, mich froh der Wunsch durchbebte,
War all mein nichtig Hoffen bald zerstoben:
Ein Streben blieb's — kein Meister wird es loben!

Doch ist vielleicht ein Herz mir noch geblieben,
Das oft mein redlich Mühen angesehn;
Das wird den Wunsch in meiner Brust verstehn,
Es wird das Kind, das ich ihm bringe, lieben! —
Ja, wenn gerührt um Turturell dir einst
Der Busen schwillt, die Sonnen deiner Augen
Aus ihrem Leid, den Thau der Thränen saugen,
Wenn du im süßen Mitgefühle weinst:
Dann wirst du, mild, dem Sänger, der sie sang,

Der jede Blume die er aufgefunden,
So gern zum Kranz in deine Locken schlang,
Für diese Blüthchen, die er dir gewunden,
Auch eine Perle der Erinnrung weihn.

Du hast zum Dienst des Schönen ihn verbunden,
Was je er Edles übte, war ja dein;
Und was er rührend sang, was tief empfunden,
War Glut, in deinem Tempel angezunden! —
So glühe sie auch ewig dir allein!

Joseph Christ. Baron Zedlitz.

4.

Blumen
auf
meiner Allwina Gruft *).

Lieblich sey dein Schlaf, o holder Stral!
Frühe bist Du untergegangen auf unsern Hügeln!
Die Schritte deines Scheidens waren herrlich,
Wie das Scheiden des Mondes
Auf blauer zitternder Woge.
Aber Du hast uns im Dunkel gelassen! —

Ossian.

Töne Klagen, Wehmuthsharfe! töne
Klagen durch des Maien Blüthenduft,
Und dein Purpur, Abendstral! verschöne
Meines Lieblings frische Rasengruft!

*) Allwine Henriette Christiane Justi, geb. 29. Jan. 1809. gest. 8. Mai 1820. Die Hülle der Vollendeten wurde am Himmelfahrtstage, früh Morgens, zu ihrer Ruhestätte gebracht. Die Sonne brach bei ihrer Bestattung durch den Frühnebel. Einige rührende Gesänge feierten die Einsenkung und ein edler Jugendfreund des Verfassers, Herr Consistorialrath D. Beckhaus, sprach am Grabhügel einige gefühlvolle Worte.

Glänz' im Thaue meiner Leidens-Fülle; —
Dieser Hügel birgt Allwinen's Hülle!

Ach, umsonst der heißen Sehnsucht Flehen!
Kehrst Du, Holde! nimmer mir zurück? —
Bang' umsäuselt von der Weste Wehen,
Sucht vergebens dich mein irrer Blick! —
Alles mahnt an Lenze, die verflossen,
Und an früh-vollendete Genossen!

Lieblich, wie der Hauch von Rosenbüschen,
Freundlich, wie des Maien Blüthenschnee,
Mild, wie Weste, die die Flur erfrischen,
Heiter, wie der Mond im Silbersee, —
Warst Du, Theure! meiner Augen Weide,
Meines Lebens köstlichstes Geschmeide! —

Fromm und gut an Deiner Tage Morgen,
Schlug Dein Herz für Gott und Edelthat;
Tröstend und getrost, bei Schmerz und Sorgen,
Warst Du scheidend uns noch Licht und Rath;
Heimverlangend aus dem Trauerthale,
Schwamm Dein Blick in der Vollendung Strale!

Ringsum waltet ernster Schwermuth Flügel;
Von des Friedhofs Sängern nur gehört,
Lispeln Seufzerlaute um den Hügel,
Dessen tiefe Ruh kein Jammer stört.
Mutter Erde taucht in Abendkühle
Was dahin sank in der Mittagsschwüle.

Trauer wohnt nur in den Trennungs-Hainen,
Wo der Hoffnung Stral durch Nebel bricht;
Schwermuth waltet zwischen Leichensteinen,
Doch, die Zukunft blinkt im Dämmerlicht!
Jenseits wird zu Jubel unsre Trauer,
Leben keimt aus Nacht und Gräberschauer! —

Töne sanfter drum, des Liedes Klage!
Hemmet, Jammerlaute! euren Lauf;
Unsern Engel nahm am heißen Tage
In das Friedensland ein Engel auf.
Schnell geheilt war jede herbe Wunde,
Süß verträumt der Trennung bange Stunde!

Will des falschen Erdenglückes Sonne
Je mich blenden, blick' ich auf Dein Grab;

Denn mit Dir, Allwina! sank die Wonne
Meines Lebens in die Gruft hinab! —
Doch, bald werden goldne Aehren wanken,
Wo die Waizenkörner opfernd sanken!

Wölbt sich bald mein Abendhimmel trüber,
Und wird trümmervoller rings der Strand,
Dann, Verklärte! leite mich hinüber
In der Liebe bess'res Heimathsland!
Schon begrüß' ich euch, ihr freiern Räume,
Und ihr lächelt mir, wie Morgenträume! —

Ihr auch winket mir im Siegeskranze,
Kinder=Engel! die ich einst umschlang; —
Ach! schon hör' ich aus dem Sphärentanze
Säuseln euren himmlischen Gesang:
„Muthig, Vater! über Gräber=Halmen
„Schwingt die Hoffnung ihre Siegespalmen!" —

Karl Wilhelm Justi.

5.

Dem guten Vater Volke bei Seiner Geburtfeier, am 21sten August 1820.

Laßt uns ein Lied dem Sohn des Tages bringen,
Dem lieben, guten Mann!
Wir wollen frank von einer Liebschaft singen,
Die Er nicht läugnen kann.

Die werthe Frau, von ihm verehrt seit Jahren,
Ist freilich etwas alt,
Doch hat sie noch, trotz ihren grauen Haaren,
Viel Kraft und Wohlgestalt.

Einst buhlten auch Deutschfranzen und Pedanten
Gar oft und viel mit ihr,
Und aufgestutzt, daß wir sie kaum noch kannten,
Sprach sie mit steifer Zier.

Drob zürnt' und schalt ihr treuer Ritter Wolke:
„Was soll der bunte Tand?
Gehöre ganz dem edlen deutschen Volke!
Was fremd ist, sey verbannt!“

Er riß den Putz, den sie nicht missen wollte,
Ihr ab, mit Luthers Geist,
Und schrieb ein Buch, wie Frauchen reden sollte;
Das Buch, das Anleit heißt.

Das danket Dir, wer Deine Hochgeliebte
Nicht minder liebt und schätzt.
Erleb' es nur, daß Sie, die Dich betrübte,
Durch Folgsinn Dich ergetzt.

Das schließt für Dich den Wunsch noch langen Lebens
Aus Freundes Brust mit ein:
Denn Sie wird wohl dem Eifer Deines Strebens
Nicht flugs gehorsam seyn.

Doch wann Du einst, von Engelhand getragen,
Mit Engeln Dich vereint,
Wird Sie gerührt den späten Enkeln sagen:
„Er war mein treuster Freund!“

A. F. E. Langbein.

Pränumerations-Anzeige.

Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz sämmtlichen Schriften.

Vom Verfasser veranstaltet, verbessert und herausgegeben.

Meinen Freunden, Bekannten und allen die an mir oder meinen Arbeiten Theil nehmen.

Verschiedene meiner Schriften sind vergriffen. Der Verleger behauptet, man wünsche sie sich und will sie neu drucken. Ich aber glaube das nicht ohne große Einschränkung zulassen zu dürfen. Geleitet von Verhältnissen, hatte ich zu früh zu schreiben angefangen; gereizt durch unverdiente Gunst, zu eilig fortgefahren. Das Leben hatte ich schildern wollen, ehe ich es in bedeutenden Momenten erfahren; mein Inneres darlegen, ehe es Gehalt gewonnen und mir selbst klar geworden; die Sprache handhaben, ehe ich ernstlich über sie nachgedacht. Gleichwohl: wer fühlte durch Antheil sich nicht zu danken verpflichtet? und wer dankte wirklich, außer durch die Sache? Auch möchte wohl jeder denen, die es gut mit ihm meinen, besonders wenn er nicht mehr allzulange mit ihnen zu leben hoffen darf, etwas zurücklassen, wobei sie — wollen sie's

— seiner gedenken können. So entschloß ich mich zu einer Auswahl dessen, was ich, im angegebenen Fache, alt oder neu, für mein bestes halte, und that dafür, was ich vermochte. Wie es auch sey: besser ist's geworden; und so mögen die, welche ihm im mangelhaftern Zustande Neigung schenkten, ihm diese im verbesserten nicht entziehn; Andere, damit noch unbekannt, sie ihm vielleicht zuwenden: die aber, welche ich oben besonders angeredet, das Unternehmen nach Gelegenheit fördern, wie ich das Lebenslang bei ähnlichen und unähnlichen gern gethan habe.

Leipzig Ende des 1820sten Jahres.

Friedrich Rochlitz.

Diese Auswahl aus den Unterhaltungsschriften des Herrn Hofrath Rochlitz erscheint in meinem Verlage und werde ich durch alles, was an mir liegt, mich dankbar gegen den Herrn Verfasser und das Publicum zu zeigen bemüht seyn. Sie wird sechs Bände, gr. 8., jeder ohngefähr ein Alphabet stark, enthalten, von denen die drei ersten zur Jubilate-Messe dieses Jahres, die drei letzten zur Jubilate-Messe 1822 sicher geliefert werden. Der erste Band ist mit dem wohlgetroffenen und vortrefflich gearbeiteten Bildniß des Herrn Verfassers geschmückt. Zur Erleichterung der Abnehmer werden drei Ausgaben und eine Pränumeration veranstaltet.

Der Druck ist geschmackvoll eingerichtet und für möglichste Correctheit gesorgt, das Papier der beiden ersten Ausgaben gehört zu dem besten und das Ganze wird den Freunden des Verfassers eine erfreuliche Erscheinung seyn und auf alle Weise jede Büchersammlung zieren.

Ein Exemplar auf bestem Baseler Velinpapier, wovon jedoch nur wenige gedruckt werden, kostet



geglättet und geheftet im Ladenpreise 18 Thlr., gegen Vorausbezahlung 13 Thlr. 12 Gr., wovon 8 Thlr. 12 Gr. zu Ostern dieses und 5 Thlr. zu Ostern des künftigen Jahres entrichtet werden.

Ein Exemplar der Ausgabe auf ganz feinem französischem Druckpapier kostet im Ladenpreise 12 Thlr., gegen Vorausbezahlung 9 Thlr, nämlich 6 Thlr. zu Ostern dieses und der Rest von 3 Thlr. zu Ostern künftigen Jahres.

Die geringere Ausgabe auf gewöhnlichem Druckpapier kostet im Ladenpreise 9 Thlr. und gegen Vorausbezahlung 7 Thlr., nämlich 5 Thlr. zu Ostern 1821 und 2 Thlr. zu Ostern 1822.

Sämmtliche Buchhandlungen nehmen Vorausbezahlung an. *) Alle diejenigen Personen, welche sich außerdem der Mühe Pränumeranten zu sammlen gütigst unterziehen und sich deshalb an mich wenden wollen, sollen dafür auf eine angemessene Art entschädigt werden.

Züllichau im Januar 1821.

Darnmann.

---

*) Auch der Herausgeber sowohl, als der Verleger dieser Monatschrift sind mit Vergnügen hiezu bereit.

Grundzüge eines Gemeinwesens; Beleuchtung der englischen Staatsverfassung; und allgemeine Bemerkungen über England und die Engländer.

Von

D. Johann Gotthelf Beschorner.

„Thatsachen erleichtern den Weg zur Wahrheit.“

Drei Theile.

Leipzig bei G. J. Göschen.

Dieses Werk sollte aus 4 Theilen in 2 Bänden bestehen; aber leider hat der Tod des Verfassers die Vollendung des 4ten Theils verhindert. Die erschienenen 3 Theile machen ein vollendetes und in sich geschlossenes Ganze aus, wenn man sie als eine Prüfung der englischen Staatsverfassung und als eine Vergleichung der englischen mit der deutschen Verfassung nach den Grundsätzen der ächten, bürgerlichen Freiheit, der Gerechtigkeit und des Gemeinwohls ansieht.

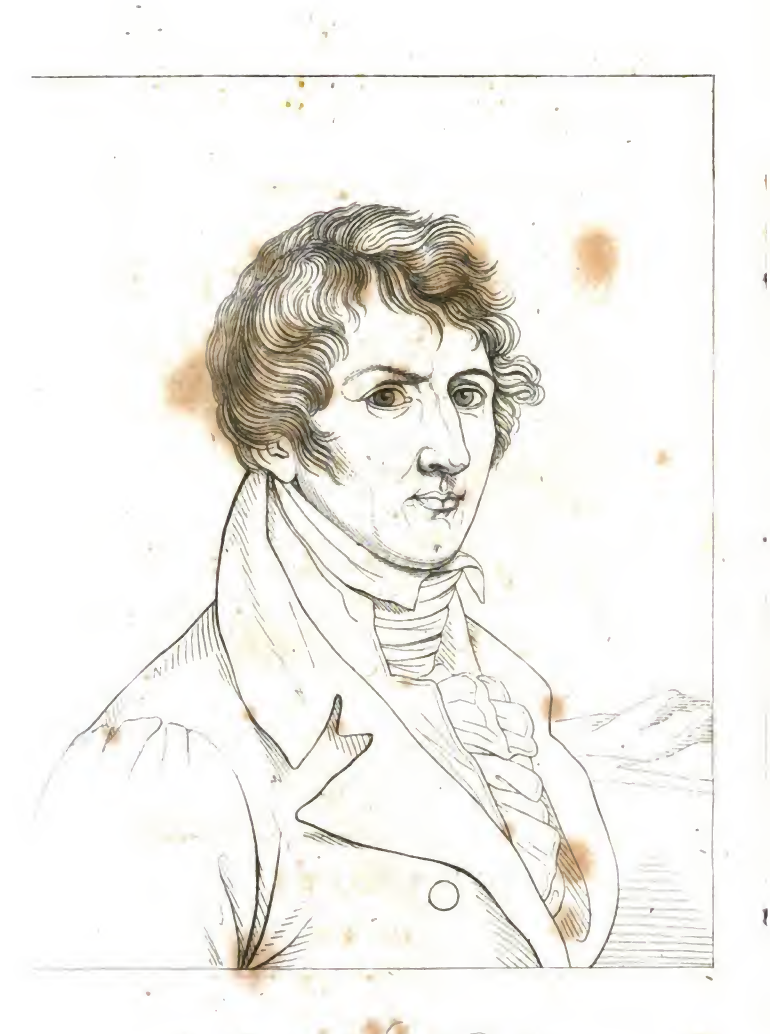
Die Staatsverfassung der Engländer in allen ihren Zweigen, die Verwaltung derselben von dem obersten bis zum untersten Beamten, und die Mittel, um die Verfassung aufrecht zu erhalten, z. B. Preßfreiheit, werden nach unläugbaren Thatsachen, nach den angegebenen Grundsätzen mit Rückblick auf die deutsche Verfassung geprüft. Voraus wird in der Einleitung der Begriff der Freiheit, insonderheit die bürgerliche Freiheit, bestimmt und fest gegründet, und zwar nach den Gesetzen der Natur, des Rechts, des Staats und der Moralität. Des ersten Bandes erster Theil enthält: 1) Gesetzgebung. Buchstäbliche Auslegung. Criminal- und Civil-Gesetzgebung. Oeffentlichkeit bei dem gerichtlichen Verfahren u. s. w. 2) Polizei- und Justizverwaltung. Geschwornen-Gerichte u. s. w. Des ersten Bandes zweiter Theil enthält: 1) Kirchen-Verfassung. 2) Charakteristik und das gesellschaftliche Leben der Engländer. In dem dritten Theile wird ein Auszug alles Wesentlichen aus Delolme's trefflichem Buche: die Constitution von England, gegeben, und darauf folgt die Kritik desselben.

Das Ganze ist das Werk eines gründlichen, gelehrten Juristen und Philosophen, ausgeführt mit seltenem Scharfsinn, mit großer Wärme und Klarheit. Der Staatsmann, der Rechtsgelehrte, und Jedermann, dem eine der wichtigsten Angelegenheiten des Lebens nicht gleichgültig ist, kann dieses Buch nicht unbeachtet lassen, und, da die Thatsachen mannichfaltig, anziehend und gut erzählt sind, werden diese dem Leser Unterhaltung und Vergnügen gewähren.

Druckfehler zum ersten Hefte.

S. 13. Z. 3. und 20. ingl. S. 14. Z. 3. l. Beattie.
— 15. — 8. l. Tagesglanz.
— 15. — 10. l. Wort und Wort.
— 19. — 18. l. wie es schien.
— 32. — 2. l. Im trüben Fluß der Zeit sagt was
gewahrt man? Trümmer!
— 42. — 18. l. Mannschaften.
— 45. — 22. l. entschließen.
— 47. — 2. l. die verabfaßte.
— 98. — 8. l. Den.
— 122. — 14. l. begleitet.





Gerhard v. Kügelgen
geb. 6. Jan. 1772. erm. 27. März 1820.

Die Muse.

Monatschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Kind.

Erster Band

enthält erstes bis drittes Heft.

Leipzig,

bei Georg Joachim Göschen 1821.

Die Muse.

Monatschrift

für Freunde der Poesie und der
mit ihr verschwisterten Künste.

Herausgegeben
von
Friedrich Kind.

März 1821.
Ersten Bandes drittes Heft.

Leipzig bei G. J. Göschen. 1821.

I.

Ritter Haralds Wanderungen.

Aus dem Englischen des Lords Byron
übersetzt
von
Arthur vom Nordstern.

(Beschluß.)

LXIV.

Nie zog, Parnaß! um deine Riesenfüße
ein schönres Chor seit früher Zeiten Gang,
auch Delphis sah, seitdem die Pythonisse
im Hymnus sich begeistert aufwärts schwang,
nie einen Zug, der mehr zu Liebessang
auffodert, als die Andalusierinnen,
genährt von sanfter Schwermuth süßem Drang.
O möchten süßen Frieden sie gewinnen,
wie Hellas hier noch heut, floh auch ihr Ruhm von hinnen!

LXV.

Schön ist Sevilla, stolz, sich überhebend
ob Reichthum, altem Ursprung, Kraft und Fleis. 14
Doch Cadix, ferner Küste dort entstrebend,
heischt süßern, obwohl minder edeln Preis.
Wie sanft, o Wollust, ist dein Zauberkreis!
Wer wird nicht magisch von dir festgehalten,
so lang sein Blut noch schäumt, in Jugend heis?
du Cherubs-Hydra, gähnst uns an; dein Walten
verändert nach Gelüst süßtäuschende Gestalten.

LXVI.

Als Paphos fiel durch Chronos — den Verruchten,
Dem Venus selbst muß weichen, samt der Schaar
der Freuden, welche wärmre Zonen suchten,
blieb Paphia, — sonst nicht sehr treu fürwahr! —
treu dieser See, die schäumend sie gebar.
Zu dieser weißen Stadt ist sie geflüchtet;
doch ihrem Dienste gnügt nicht Ein Altar!
Zu Tausenden sind bald sie aufgerichtet
und Flammen sprüh'n, bis sie die Priester selbst vernichtet.

LXVII.

Von früh bis Nachts, von da bis, fast erschrocken
der Morgen guckt in's lustige Gelag,
ertönt Gesang! blüh'n Rosen in den Locken,
folgt Lustbarkeit, des Witzes Vollertrag
und Zeitvertreib stets neu, wie Schlag auf Schlag.
Zur Mäßigkeit will niemand sich verdammen,
wo Festlichkeit und Festtag jeder Tag,
statt ächter Andacht Weihrauchopfer flammen,
Lieb' und Gebet reihum auch öfters geh'n zusammen.

LXVIII.

Der Sabbat kommt — am Ufer dieser Christen
was heiligt ihn zum Tag, wo Alles ruht?

Seht! eine Feier scheint man zuzurüsten!
Horch! brüllt des Forstmonarchen Kämpfermuth?
die Lanze spellend wittert er das Blut
von Mann und Roß; sein Horn stürzt rücklings Beide.
Stets bebt vom Schießen die Arena; Wuth
heult aus dem Stier — er schleppt sein Eingeweide,
nichts schreckt den Blick der Fraun, nichts ruft sie
auf zum Leide!

LXIX.

Den Sonntag, Jubeltag, den Tag der Ruhe
hat, London, sich für freie Luft erwählt
dein Bürger, Handwerksmann, vom Hut zum Schuhe
schmuck, reinlich, nett, wie aus dem Ei geschält.
Miethkutsche, Whisky — was dahin sich zählt,
rollt hin und her, in Gäßchen eng und enger
nach Hampstead, Brentford, Harrow; bis gequält
der abgetriebne Gaul kein Rad will drehen,
ein Spott der Neider, welche stolz zu Fuße gehen.

LXX.

Hin auf der Themis fährt die geputzte Schöne,
Der Hochweg beut für Andre sichrern Grund.
Nach Richmond-hill, Ware, Highgate wandern Jene;
Warum? fragt ihr, Thebanerschatten; — 15 kund



werd' euch des Räthsels Wort durch meinen Mund:
Symbol ist hier das Horn des Ueberflusses!
Dafür besteht ein festgeschloßner Bund.
Geschlecht, Jung, Alt, erfreun sich des Genusses
bei Trunk und Tanz geweiht zur Pein des Ueberdrusses.

LXXI.

Thorheit hegt jedes Land. — Cadiz, die schöne,
die über'm dunkelblauen Meere ragt,
gehorcht dem strengen Ruf der Glockentöne;
früh neun Uhr schlägt's? Gebet ist angesagt!
Vielseitig wird „die Jungfrau“ dann geplagt
(dergleichen, glaubt man, hier nicht mehr soll weilen)
um Freisprechung von Sünden, oft gewagt.
Zum angefüllten Circus All' dann eilen;
Jung, Alt, Vornehm, Gering will dieß Vergnügen
theilen.

LXXII.

Geöffnet ist die Bahn und rein die Bühne;
Vieltausend sich in Sitzen überbaun.
Wer lang vor'm ersten Zeichen kommt, erschiene
zu spät um Platz zu finden. Hier zu schaun:
Grandezza's, Don's, zahlreich, vornehmlich Frau'n,
geübt im schelmischsüßen Augenwinken,

geneigt mit Balsam Wunden zu bethau'n,
die Amor schlug; denn in Verzweiflung sinken
läßt Keine, was auch mag mondsücht'gen Barden
dünken.

LXXIII.

Der Stimmen Lärm verstummt; auf braven Rossen,
mit Federn milchweis, goldnem Sporn geschmückt,
mit leichtem Speer, vier Ritter kampfentschlossen
sind, tief sich neigend, in die Bahn gerückt;
Festrosse sind es, Scherpen reich gestickt.
Wenn im gewagten Spiel sie Preis errangen,
sind Freudenschüsse, Beifall, zugenickt
aus schönem Aug', der Lohn, den sie empfangen
für kühnre That — und mögen Helden mehr ver-
langen?

LXXIV.

Im Centrum tritt, geschmückt mit Lahn und Streifen
den Mantel, flink der Matadore einher,
sehnt sich den Herrn des Brüllchors anzugreifen,
doch eh nicht bis, behutsam schreitend, er
den Boden prüft im Kreuz und in die Queer,
daß jedes Hinderniß er wohl erkunde.
Er ficht blos mit dem Spieß von fern, denn mehr

vermag kein Mann, nicht mit dem Roß im Bunde,
dem Roß ach! oft verdammt für ihn zu Noth und
Wunde!

LXXV.

Drei Zinkenstöße — Losung ist's! es weitet
der Zwingstall sich; Erwartung waltet hier
im Circus über Ohr und Mund verbreitet.
Mit Einem Satz prallt ein der grimme Stier,
wild starrend zähmt er noch die Kampfbegier.
Den Sand wühlt er hervor mit lautem Grollen,
dahin, dorthin kehrt er die Stirne für
den ersten Angriff, wirbelt hoch den tollen
Schweif hin und her, die weiten Feueraugen rollen.

LXXVI.

Jetzt steht er, starren Blicks — fort! — eile! halte
du Unbesonnener, den Speer bereit!
Es gilt! ein Nu — stirb — oder flugs entfalte
die Kunst, die dich aus solcher Noth befreit! —
Da wendet er sein Roß zu rechter Zeit,
das am verletzten Stier vorbeigestrichen,
dem aus der Weiche Blut fließt klar und breit.
Der Stier schäumt, dreht sich unter Stöß und Stichen
von Speer und Lanz', brüllt laut, gemach zurückgewichen.

LXXVII.

Jetzt dringt er vor; nicht Speer, nicht Lanze schirmen,
auch nicht das Roß aufbäumend, blutbefleckt.
Ob Mann und Waffen rächend ihn bestürmen,
vergebne Müh! nicht Mann noch Waffe schreckt!
Ein tapfres Roß liegt tödtlich hingestreckt
bei'm andern — grauser Anblick! aufgerissen
pulsirt des Lebens Blutquell unbedeckt.
Doch trägt es, wehrend sich mit Huf und Bißen,
Den unverletzten Herrn auf schwankend matten Füßen.

LXXVIII.

Im Mittelpunkt steht blutend und zerstochen,
schwerathmend, wild, der Stier wie eingezwängt;
in Wunden Pfeile, Lanzen, abgebrochen —
kraftlos sind seine Feinde — sieh — da fängt
der Matadore sein Spiel an! Er umdrängt
den Stier, — den rothen Mantel schüttelnd, wiegend
das Schwert — noch Einmal Alles rasch durch-
sprengt
der Bull — umsonst! die Hand ihn schlau betriegend
trifft ihn ins Aug — vorbei! er sinkt dem Streich
erliegend.

LXXIX.

Die Todeswaffe steckt wie in der Scheide
da, wo sich eint das Rückgrad dem Genick.
Er stutzt — er starrt — steht trotzig, als vermeide
er auszuweichen, fällt gemach zurück,
stirbt sonder Laut und Zuckung. Heil und Glück
ertönt im Siegsgeschrei; emporgerichtet
wird jetzt das Thier — Genuß für Pöbelblick! —
Ein Viergespann rasch und behutsam flüchtet
die Last davon, daß man aufs Nachschaun schier
verzichtet.

LXXX.

Dieß ist das Fest dem Spaniens Maid gewogen,
das vorbedeutend auf die Wildheit zielt
des Spaniers, der Blut statt Milch gesogen,
nach Rache lechzt, kalt hin auf Leiden schielt,
manch Trauerstück in Dorf und Stadt gespielt!
Als Phalanx sollten All' den Feind angreifen!
Doch manche Brut sich im Verborgnen hielt,
geheimen Stahl für Freundesbrust zu schleifen,
den Groll ob kleinen Fehls im Herzblut zu ersäufen.

LXXXI.

Doch Eifersucht entfloh; die Riegel, Stäbe,
der ausgedörrten Duenna weise Wacht,

was Jugend reizt, damit sie widerstrebe,
vermeinte Käfichte, schlauausgedacht, —
verschwunden sind sie mit der Zeiten Nacht!
Wie zwanglos waren Spaniens Mädchenfeste,
(bevor der Krieg brach aus dem Lavaschacht,)
der Wiesentanz, das Haar ein Spiel der Weste!
Endymions Königin schien drauf durch Blüthenäste.

LXXXII.

Ach — lang und oft liebt' Harald oder meinte
zu lieben — Liebesrausch ist Traumgesicht!
Jetzt war nur kalt sein Busen, der versteinte,
doch aus dem Lethe trank er drum noch nicht.
Noch jüngst erhielt er davon Unterricht:
Der Liebe schönste Gaben sind — die Schwingen!
So schön, so jung, so sanft sie mit uns spricht —
immitten selbst des Freudenquells entspringen
oft Gifte, die ins Herz der schönsten Blumen dringen. 16

LXXXIII.

Nicht blind war er für reizende Gestalten,
nur sah er anders, als ein Weiser sieht.
Auch wirft Philosophie, die Stirn in Falten,
den ernsten Blick nicht in ein solch Gemüth!
Die Leidenschaft reibt auf sich — oder flieht,

begräbt im selbstgeschürften Grab die reichen
Glückshoffnungen, für ewig ausgeglüht.
Ihr Opfer trägt auf seiner Stirn, der bleichen,
durch Lebensüberdruß Cain's rastloses Zeichen.

LXXXIV.

Still sieht er zu und meidet das Gedränge,
rümpft nicht die Nase bei dem Lauf der Welt;
gern würd' er theilen Tänze und Gesänge,
doch lächelt der, den Schicksalsstreich zerschellt?
Wohl fühlt er's: Ihm ist Lebensglück vergällt!
Als noch Einmal mit Amor's Macht er streitet,
und in der Schönheit Laube sitzt, befällt
ihn Dichterlust; er singt unvorbereitet
den Reizen, denen gleich, die sonst sein Spiel besaitet.

An Inez.

I.

Nein, lächle nicht, daß trüb mein Blick!
Nicht wieder lächeln kann ich! — Einst
auch du — verhüt' es dein Geschick —
wohl auch — und ach! vergebens weinst!

2.

Du fragst, welch stiller Kummer mir
an Jugendkraft und Frohsinn nagt? —
Laß Wunden bluten, wo selbst dir
die Kraft zu heilen ist versagt!

3.

Es ist nicht Liebe, ist nicht Haß,
Verlust nicht deß, was Ruhm verliehn,
was mir mein Sein verleidet, was
mich drängt vom Theuersten zu flieh'n.

4.

Die Schwermuth ist's, der Zeit und Raum
Wort, Umgang, Anblick leih'n Entstehn.
Die Schönheit läßt mich kalt und kaum
sind deine Augen für mich schön.

5.

Es ist der Gram, tief, endlos, still,
der den Ebräerwandrer *) faßt,
der über's Grab nicht schauen will
doch diesseits hoffen darf nie Rast.

6.

Kann ein Verbannter je entflieh'n
sich selbst? — Wie fern ich auch entwich',
folgt, wie des Samum tödtlich Glüh'n, **)
Dämon „Gedanke" meinem Ich.

7.

Wenn Andre haschen mit Begier
nach All, worauf ich that Verzicht,
sei wonnevoll ihr Traum — doch ihr
Erwachen gleich dem meinen nicht!

8.

Durch manches Land muß fürbas geh'n
mit der Erinnrung Fluch! Eins nur
ist Trost: was immer mag geschehn,
das Schlimmere ich schon erfuhr.

*) Der ewige Jude in der Sage; sie nennt ihn Ahasverus.

**) Samum (arabisch,) oder Samiel, (türkisch,) der brennende Wind der Wüste.

9.

Was ist dieß Schlimm're? — Frage nicht!
Sei schonend, forsche nie forthin!
Magst lächeln — nimmer zieh'n an's Licht
des Mannes Herz — die Hölle drinn!

LXXXV.

Leb wohl, o schöne Cadiz, — ja — für lange!
fest stand dein Wall, deß denkt man immerdar!
Du nur bliebst treu, als Alles wich dem Zwange,
die erste frei, die letzt' in Sklavenschaar!
Und wenn in jenen Tagen der Gefahr
auf deinen Straßen spanisch Blut geflossen,
fiel doch nur Ein Verräther; [17] Alles war
hier edel — nur den Adel ausgeschlossen!
Die Ketten küßten nur sie, altem Blut entsprossen.

LXXXVI.

So sind die Spanier, — seltne Schicksalsführung!
Um Freiheit fechtend, unfrei vom Gemüth;
Volk sonder König, nervlos die Regierung;
der Dienstmann kämpft, indeß sein Häuptling flieht;

treu noch dem Wicht, der eignen Heerd verrieth.
Dieß Land gab nur Geburt — kein Land scheint besser!
Stolz zeigt den Pfad zur Freiheit; kraftvoll zieht
das Heer in's Feld, verrathen oft, stets größer
durch Unglück; Krieg sein Ruf, „Krieg ewig bis zum
Messer.“ 182

LXXXVII.

Begehrt von Land und Volk ihr weitre Kunde?
Les't, was uns die Geschichte je beschrieb
vom ärgsten Krieg, wo Wuth im Mörderbunde
mit Rachbegier den fremden Feind vertrieb.
Vom blanken Säbel bis zum Dolch verblieb
kein Waffe unbenützt, dem Krieg vonnöthen.
So schützt man Schwester, Weib mit Stich und
Hieb!
So mag man reulos Unterdrücker tödten!
So muß der Feinde Blut den Boden Spaniens röthen.

LXXXVIII.

Floß Todten hier des Mitleids Thränenspende? —
Sieh der Verheerung rauchbedecktes Thal!
Sieh diese blutgefärbten Weiberhände!
Die unbegrabnen Leichen sieh, zur Wahl
erst für der Hunde, dann der Geier Mahl!

Was übrig bleibt, zu schlecht für Geiermagen,
gebleicht Gebein, der Blutfleck immerfahl,
spricht furchtbar lang: Hier ward die Schlacht geschlagen!
kann einzig, was wir sahn, glaubwürdig Enkeln sagen.

LXXXIX.

Und noch ist nicht das Schreckliche vollendet,
begonnen kaum; noch ruht drauf Finsterniß.
Hinab die Pyrenä'n wogt, frisch gesendet
das Heer; der Blick, beschränkt und ungewiß,
auf Spanien weilt. Wenn Spaniens Kette riß,
mehr Fesseln, als Pizarro konnte schmieden,
sind dann zersprengt. [18b] Noch waltet Nemesis!
Columbia lohnt Quito's Sohn durch Frieden,
indeß das Mutterland durchtoben Eumeniden!

XC.

Nicht Talavera's Schlacht, nicht die Gefechte
Baroßa's, wundergleich — nicht Leichenreihn
bei Albuera, mögen Spaniens Rechte,
vertheidigt gut, Gewähr des Siegs verleih'n.
Wenn wird sein Oelzweig giftthaulos gedeih'n?
Wenn weht er Kühlung nach so grausem Morden?

Oft zweifelvoll weicht Nacht dem Tagesschein,
eh von der Beute weichen Frankreichs Horden,
der Freiheit Fremdlingsbaum einheimisch hier geworden.

XCI.

Und du, mein Freund! 19 denn fruchtlos muß verhallen
mein Sang im Weh, das mir mein Herz zersprengt —
wärst du vom Schwert nach Heldenbrauch gefallen,
der Freundschaft Leid — der Stolz hätt' es verdrängt!
Doch lorbeerlos Elisium dich empfängt!
Von Allen, nicht von meiner Brust vergessen!
Unblutig mit gepriesner Schaar vermengt,
umkränzt der Ruhm geringre Stirn indessen!
Warum grünt nicht auch dir der Lorbeer bei Cypressen?

XCII.

Du theuerster der Freunde, früherkoren!
dem Herzen werth, dem nichts verblieb von Werth!
Ist auch mein Leben hoffnungslos verloren,
erscheine mir als Traumgestalt verklärt!
Am Morgen still die Thräne wiederkehrt
Bewußtseyn weckt den Schmerz zu neuen Wunden;
die Fantasie zeigt deine Bahre, nährt
im Bild und Leid den Geist, bis er entbunden
vom Ird'schen — trauernd den Betrauerten gefunden!

XCIII.

Ein Abschnitt hier von Harald's Wanderungen!
Wer finden will von ihm noch mehr Bericht,
erfährt auf späterm Blatt, was er gesungen,
formt anders sich das Reimwerk zum Gedicht.
„Zu Viel ist's schon! —" Kunstrichter, sag' das nicht!
Geduld! Bald hört ihr, was er noch erblickte
— verdammt zum Wandern wie aus Büßungs-
pflicht —
im Land, das manches alte Denkmal schmückte,
eh Rohheit Hellas Volk und Kunst zu Boden drückte.

Anmerkungen.

14.

Schön ist Sevilla, stolz, sich überhebend
ob Reichthum, altem Ursprung, Kraft und Fleis.

Stanze LXV. Zeile 1 und 2.

Sevilla war die „Hispalis" der Römer.

15.

Warum? fragt ihr Thebanerschatten? —

Stanze LXX. Z. 4.

Dieß ward in Theben geschrieben und also in der angemessensten Umgebung, um solch eine Frage aufzuwerfen; nicht sowohl weil Theben Pindars Geburtsort, sondern weil es die Hauptstadt Böotien's ist, wo das erste Räthsel gegeben und gelöset ward.

Anmerkung des Uebersetzers.

Das Räthsel selbst, zu dessen Lösung es keiner Sphinx bedarf, konnte füglich wegfallen, ohne des Ritter Haralds Ruhm oder Scharfsinn zu beeinträchtigen. Der Uebersetzer durfte der Vollständigkeit halber nicht weglassen, aber wohl abändern.

16.

immitten selbst des Freudenquells
entspringen
oft Gifte, die ins Herz der schönsten
Blumen dringen.

Stanze LXXXII. Zeile 8. 9.

„Medio de fonte leporum
„Surgit amari aliquid quod in ipsis floribus
angat."

Luc.

17.

fiel doch nur ein Verräther —

Stanze LXXXV. Z. 7.

Anspielung auf das Verhalten und den Tod des Befehlshabers in Cadiz, Solano.

Anmerkung
des Uebersetzers.

Der freundschaftliche Umgang, in dem Don Solano, Generalkapitän und Gouverneur von Cadiz, mit dem Commandeur der zu Cadiz liegenden französischen Flotte, Admiral Rosilly stand, war hinlänglich, ihn auf das Verzeichniß der Geächteten zu bringen. Der Pöbel von Cadiz rottete sich, unter Anführung mehrerer spanischer Officiere, um den Gouvernements-Palast zusammen und foderte Waffen und Munition (am 29. Mai 1808). Solano erschien auf dem Balcon und suchte die wilde Menge zu besänftigen. Man hörte ihn nicht, man verlangte Einlaß einiger Abzuordnenden. Dieser wurde gestattet; aber beim Eintritt der Abgeordneten schoß Solano den einen Abgeordneten mit einer Pistole nieder, den andern ließ er in Fesseln schlagen. Nun kannte die Wuth des Volks keine Grenzen mehr, die Thüren wurden eingeschlagen, die Wachen entwaffnet. Solano ward ergriffen. Er fluchte dem Volke, als man ihn zum Marktplatz schleppte und betheuerte, Napoleons Sache getreu zu seyn auf Leben und Tod. Da traf ein Kolbenschlag zerschmetternd sein Hirn, der Körper wurde in Stücken gehauen, das Herz auf eine Pike gesteckt

und triumphirend durch die Gassen der Stadt getragen.

Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Bredow. 5. Band. Seite 624. fg.

18[a]

— Krieg ewig bis zum Messer!

Stanze LXXXVI. letzte Zeile.

„Krieg bis zum Messer!“ — Antwort von Palafox an den französischen General, bei der Belagerung von Saragoza.

Anmerkung des Uebersetzers.

Am 4. August 1808 öffneten die Franzosen eine fürchterliche Batterie in dem Stadtviertel von Saragoza, genannt Santa Engrazia. In einem Augenblicke verschwanden die der Batterie entgegenstehenden leicht aufgeworfenen Schanzen; das prächtige Kloster Santa Engrazia stand im Feuer, sank in Trümmern. Die französischen Truppen eilten sogleich im Sturmschritt durch die Oeffnung in die Stadt, nahmen mit den rasch aufgeführten Batterieen die Stadtpforten

im Rücken, drangen nach einem sehr blutigen Kampfe bis in die Straße Corso, fast in den Mittelpunkt der Stadt und waren vor Einbruch der Nacht im Besitz von halb Saragoza. Da trug der französische General Lefebre eine Capitulation an in folgender Note:

Quartel-General — Santa Engracia — La Capitulation.

Diese lakonische Aufforderung ward gleichartig beantwortet:

Quartel General — Saragoza — Guerra el Cuchillo. Palafox.

Wörtlich: Krieg bis zum Messer! eine furchtbare Waffe in den Händen des ergrimmten, zur Verzweiflung gebrachten Spaniers.

18[b]

Anmerkung des Uebersetzers zur neun und achtzigsten Stanze.

— Wenn Spaniens Kette riß,
mehr Fesseln, als Pizarro konnte schmieden,
sind dann zersprengt.

Man hat diese Stelle oft späterhin als eine Prophezeihung für bekannte Ereignisse des Jahrs

1820 angeführt. Im Zusammenhange gelesen und mit Beachtung des Zeitraums von dem hier die Rede ist — dem Vertheidigungskriege Spaniens gegen französische Erobrungspläne — verschwindet diese Beziehung gänzlich.

19.

Und du, mein Freund, —
Stanze CXI. erste Zeile.

J* W**, Gardeofficier; er starb zu Coimbra am Fieber. Ich kannte ihn zehn Jahre, der beste Theil seines — der glücklichste meines Lebens.

In dem kurzen Zeitraume Eines Monats verlor ich sie, die mir das Daseyn gab, und Viele derer, durch die es mir erträglich ward. Mir sind Youngs Zeilen nicht Dichtung:

„Konnt Eins nicht gnügen, nimmersatter Schütze?
der Pfeil flog dreimal, dreimal sank mein Glück.
Dreimal eh jener Mond — dreimal sich füllte.“ —

Ich würde eine Dichterzeile gewagt haben zum Andenken des verstorbnen Karl Skinner Matthews, Lehrer am Downing-Collegium zu Cambridge, wäre er nicht zu sehr über all meinen Preis erhaben. Die ausgezeichneten Seelenkräfte, mit denen er, selbst im Wettkampfe mit den geschicktesten Mitbewerbern, höhere Ehren als je, so weit man zurückdenkt, ein mit Gelehrtenwürden Begabter in Cambridge erreichte — sie begründen seinen Ruhm zur Gnüge auf dem Platze, wo er wirkte, während seine sanftern Eigenschaften in der Erinnerung der Freunde leben, die ihn zu sehr liebten, um seine Ueberlegenheit zu beneiden.

II.

Servandoni's Decorationsschauspiele.

Von

C. A. Semler.

Admiranda tibi levium spectacula rerum
— — dicam.

Virgil.

Daß die Decorationen der Bühne bei manchem Schau- und Singspiele mehr anziehn und unterhalten, als die Poesie und Musik, dieß ist uns leider! nichts Ungewöhnliches; daß man aber gewagt hat, Schauspiele ohne Rede und Gesang vorzustellen, die bloß durch Decorationen die Zuschauer unterhalten sollten und bei denen die Pantomime der Schauspieler und die begleitende Instrumentalmusik fast nur Nebensache und Zugabe waren — dieß kömmt uns allerdings kaum glaublich vor. Und doch hat es der berühmte Theatermaler Servandoni wirklich, und vor einem sehr gebildeten Publikum mit Glück versucht. Diese merkwürdige, nicht bloß seltsame Erscheinung in der dramatischen Welt verdiente genauer gekannt zu werden. Vielleicht erhalten wir einmal davon einen ausführlichen Bericht,

wenn es jemandem gelingt, die Programme zu benutzen, die Servandoni bei jeder Vorstellung austheilen ließ, und die wohl nur in Frankreich noch aufzufinden sind. *) Einstweilen versuche ich, aus den Quellen, die mir zugänglich sind, den Freunden der scenischen Künste von dieser Unternehmung Servandoni's, wenigstens etwas mehr zu erzählen, als unsere kunstgeschichtlichen Schriften, die derselben immer nur im Vorbeigehn gedenken.

Servandoni, der sich in Italien gebildet hatte, kam im Jahr 1724 nach Paris. Er vereinigte alles in sich, was zu einem vorzüglichen Decorateur der Bühne gehört; gründliche Kenntniß des Maschinenwesens, eine sichere Praktik in der perspektivischen Malerei, unablässiges Studium der Wirkungen der Bühnenbeleuchtung, Sinn für das Edle und Großartige in der Architektur, Geschmack und

*) Die Titel der meisten sind angegeben in der Schrift: Ballets et opera, par ordre chronologique. Par. 1760.

Fertigkeit in der Landschaftsmalerei und einen unerschöpflichen Erfindungsgeist. Auch war sein Ruf schon begründet; er hatte für die Bühnen von Italien und England mit Beifall gearbeitet. Das pariser Operntheater zögerte daher nicht, seine Talente zu benutzen und er übertraf alle Erwartungen. Es wird nicht überflüssig seyn, zuerst von einigen seiner berühmtesten Operdecorationen anzugeben, wodurch sie so allgemeine Bewunderung erregten. Man kann sich, wenn man seine Art und Kunst kennen lernt, leichter erklären, wie ein solcher theatralischer Zauberer in der Folge, auch ohne Oper, bloß durch seine Decorationen Zuschauer anziehen und festhalten konnte.

Am Pallaste des Königs von Babylon in der Oper: Pyramus und Thisbe bewunderte man, daß er so reich ohne Verwirrung, von so edler Bauart und so täuschender Größe war. Aus der grandiosen Vorhalle sah man in's Innere des Pallastes; hier zeigte sich eine Galerie von 24 Säulen, die von zwei runden Sälen unterbrochen war, welche Statuen verzierten; im Hintergrunde

erschien eine Reuterstatue. Die Säulen, deren man in dieser reichen Composition 62 zählte, waren freilich griechische von verschiedenen Ordnungen; denn damals hielt man sich weder bei der Bekleidung der Schauspieler, noch bei Verzierung der Bühne streng an das Costume. Aber Servandoni war überall den Regeln der alten, guten, italienischen Baumeister treu geblieben und hatte sich nicht die Licenzen der Geschmacksverderber aus dem siebzehnten Jahrhundert *) erlaubt, wie so viele andere Bühnenmaler seiner Zeit. Seine Linien und Massen waren nicht unaufhörlich geknickt und gebeugt und gebrochen; dennoch war seine Decoration durchsichtig genug, also günstig den Spielen des einfallenden Lichts und von der scheinbar größten Ausdehnung. Man war erstaunt, das Operntheater, das weder viel Tiefe, noch viel Höhe hatte, auf einmal so sehr erweitert zu sehen. **)

---

*) Der geistlosen Nachahmer von Bernini und Borromini.

**) Mercure de France, Année 1726. Octobre.

Durch eine perspektivische Täuschung anderer Art und durch Anmuth, mit Größe verbunden, gefielen die elysäischen Felder in der Oper: Proserpina. *) Es war eine Landschaft im Style des Claude Lorrain. Die in derselben herumwandernden Schatten waren von verschiedener Natur; die kleinsten waren in den Fernen, die größern in den Mittelgründen zu sehen. Durch diese Proportionirlichkeit der Staffage bekam die Landschaft eine täuschende Tiefe. Späterhin hat einmal durch denselben Kunstgriff auch Noverre **) einer Waldgegend, deren Fernen in Jäger verkleidete Kinder durchzogen, ein täuschendes Ansehen von großer Ausdehnung gegeben.

Im Schlußacte der Proserpina hatte Servandoni Gelegenheit, eine Landschaft von einem andern Charakter, einen Salvator Rosa anzubringen. Es war eine rauhe Wüste. Zwischen Felsenstücken und den Stämmen

*) Mercure 1727. Fevrier.

**) S. s. Lettres sur la danse. T. I. p. 195.

umgestürzter Bäume fiel 20 Fuß hoch ein reißender Waldbach herab in einen kleinen See. Der Wasserfall wärd durch zwei mit Silbergaze überzogene Räder vorgestellt und im See drehten sich, um die Wellen nachzuahmen, spiralförmig gewundene Walzen. Dieser Apparat war damals etwas Neues und Servandoni's Erfindung. *) Das Publikum nahm sie mit lauten, wiederholten Beifallsbezeugungen auf.

Noch mehr bewundert wurde der 10 Fuß hohe und 16 Fuß breite Wasserfall, den Ser-

---

*) Eigentlich hat wohl Servandoni nur den Mechanismus verbessert. Man ahmte schon früher (vor 1704) durch gewundene Walzen die Wellen nach, that aber damit sehr geheim. S. der geöffnete Ritterplatz Th. 2. S. 48. Noch früher (1641) brauchte man dazu Wellbäume mit eingezapften Schaufeln, auf welche, wie in der Beschreibung eines deutschen Theaters, die ich im fünften Bande der Curiositäten mitgetheilt habe, gesagt wird — auf welche wilde, über einander schlagende und corrumpirte Wasserwogen gemalt waren.

vandoni in der Oper: Orion aufstellte. *) Die Scene stellte eine Gegend an den Ufern des Nils vor, mit Felsen und Ruinen großer Gebäude. Diese scheinbar wild durcheinander geworfenen Massen waren so kunstreich angeordnet und vertheilet, daß die steifen, geraden Linien der Kulissen nirgends sichtbar wurden; das Ganze schien ein frei und keck hingeworfenes Landschaftsgemälde. Der Wasserfall, der die Cataracte des Nils vorstellen sollte und den der Künstler wegen des mangelnden Raums nicht größer hatte machen können, war vermuthlich vom Vorgrunde weit genug entfernt, um nicht kleinlich zu erscheinen. Er wurde als die gelungenste Nachahmung des fließenden Wassers, die man jemals gesehen hatte, allgemein gepriesen. **)

*) Mercure 1728. Mars.

**) Er war von blauer Wolle gemacht, wie ein Augenzeuge (Göttingesche Anzeigen 1772. Zugabe S. 355.) angiebt, der auch erzählt, daß der Wasserfall gerade, als er ihn sah, — ohne Zweifel durch ein Versehen des Maschinenmeisters — nicht bergab, sondern bergan lief.

In dem Pallaste der Sonne, den Servandoni für die Oper: Phaethon schuf, wetteiferte er mit Ovid, der von der Pracht dieses Heiligthums eine so glänzende Schilderung giebt. *) Es war ein hoher, luftiger Bau, durch dessen zahlreiche Oeffnungen man überall die Wolken erblickte, auf denen er zu ruhen schien. Servandoni glaubte bei diesem phantastischen Gebäude von den Regeln der klassischen Baukunst, die er sonst so gern befolgte, abgehn zu müssen. Der Thronsaal und die zu ihm führende Galerie wurden von gewundenen Säulen getragen. Eine breite Treppe mit mehrern Ruheplätzen erhob sich majestätisch zu dem hohen Throne des Sonnengottes. Die Glorie, die diesen umgab, gebildet aus großen Strahlen von goldner Gaze, hinter denen lange Reihen von Lichtern brannten, blendete die Augen. Der von ihr ausströmende, den ganzen Pallast erfüllende Glanz **) strahlte aus der zahllosen

*) Im zweiten Buche der Metamorphosen.

**) Eine Täuschung, die, wie sich versteht,

Menge von Edelsteinen aller Farben wieder, womit alle Säulen und Bogen verziert und fast überdeckt waren. Denn man hatte mehr als 7,000 gefärbte Glasflüsse, davon die kleinsten anderthalb Zoll im Durchmesser hatten und die theils convex, theils concav, mit Facetten geschliffen und aufs feinste polirt waren, zu dieser Decoration verbraucht. Der Aufwand muß sehr beträchtlich und der Intendant sehr freigebig gewesen seyn; dafür hatte er aber auch die Freude zu sehen, daß das Publikum entzückt war. Der König selbst kam in die Oper, um dieses Wunder zu schauen; die Pariser aber waren überzeugt — und dießmal hatten sie nicht Unrecht — daß diese Decoration die prächtigste in ganz Europa sei. *)

Dennoch übertraf einige Jahre nachher der nie ermüdende Servandoni sich selbst. Der Pallast des Genius des Feuers, den er

---

nur durch eine starke Beleuchtung aus den Kulissen bewirkt werden konnte.

*) Mercure 1730. Decembre.

in der Oper: das Reich der Liebe aufstellte, ward seinem glänzenden Sonnenpallaste allgemein vorgezogen. *) Hier schien er wirklich mit Feuer und Licht gebaut zu haben. Besonders warf eine reichverzierte, durchsichtige, im Hintergrunde der Bühne aufgestellte Vase einen so blendenden Schimmer von sich, daß ihn die Augen kaum aushalten konnten. In den übrigen Theilen des groß und edel, aber auch seltsam und bizarr gestalteten Baues war alles aufgeboten, um ihnen eine zwar minder glänzende, aber doch zauber- und feenartige Beleuchtung zu geben. Servandoni erfand und versuchte unaufhörlich neue Mittel um dieß zu bewirken; bald waren es eigens dazu bereitete vergoldete Ledertapeten, bald Zinnbleche mit durchsichtigen Lakirfarben überzogen, bald die brennendsten Farben, bald Transparents und bald Vergoldungen, wodurch er seinen Massen und Flächen so viel Glanz und Schimmer gab. Immer aber wußte er auch noch in diesen Licht- und Flam-

*) Mercure 1733. Mai.

menparthien Maas zu halten und sie so gegen einander abzustufen, und abzuwägen, daß nie alles in gleicher Lohe brannte, sondern auch in seinen Feuergemälden immer noch schöne Abwechslung sichtbar blieb.

Auch eine Moschee von Servandoni in der Oper: Scanderbeg erhielt allgemeinen Beifall, wiewohl er sich erlaubt hatte, in derselben zweierlei Bauart anzubringen. Man ließ seine Entschuldigung gelten, daß es die Morgenländer mit den Kunstregeln nicht sehr genau nähmen, zumal wenn sie ein noch brauchbares, antikes Gebäude benutzten und es durch Zusätze in ihrer Manier erweiterten. *) Ein solcher Ueberrest des Alterthums schien die Vorhalle der Moschee zu seyn, die mit hohen Arkaden und korinthischen Pilastern umgeben war. Als die Thüren in den großen Bogen der Hinterwand geöffnet wurden, sah man in eine Art von gothischer Kirche hinein, deren Gewölbe von hohen und dünnen Säulen getragen wurden.

---

*) Mercure 1735. Decembre.

Sie endigte sich mit einer großen Nische, zu der man auf mehrern Stufen hinaufstieg und in der sich die Sitze der Priester und ein prächtiger Tisch befanden, auf dem der Koran aufgeschlagen lag. Alles war auch hier aufs prächtigste verziert. Die Schäfte der Säulen schienen mit Lapislazuli überzogen zu seyn, und trugen Kapitäler von vergoldeter Bronze. Ueberall sah man zwischen den reichen vergoldeten Zierrathen Jaspis und Agat und andere edle Steinarten. Servandoni wurde nicht müde, Mittel auszusinnen, um solcher Scheinpracht ein möglichst täuschendes Ansehen von Wahrheit zu geben. Besonders bediente er sich dießmal der verzinnten Bleche, die er convex erhöhen, sehr fein poliren und mit einer durchsichtigen Lakirfarbe überziehen ließ. *)

*) Mit solchen Blechen war auch eine Decoration verziert, die Servandoni für das große Opertheater in Dresden angegeben hatte, wo einige Reste derselben vielleicht noch zu sehen sind. Um ihr den gehörigen Glanz zu geben, brauchte man fast dreimal so viel Lichter, als gewöhnlich.

Auch wußte er den bunten facettirten Glasflüssen, womit hier z. B. jener Tisch und die großen goldenen Lampen der Moschee verziert waren, durch dahinter angebrachte Lichter einen solchen Glanz zu geben, daß sie an Schimmer die wirklichen Edelsteine übertrafen. Aber so sehr die glänzende Pracht dieser Moschee angestaunt wurde, so bewunderte man doch noch mehr die unglaublich große Ausdehnung, die ihr Servandoni durch eine optische Täuschung gegeben hatte. Viele Zuschauer ließen sich auf das Theater führen, um zu sehen, wo der Künstler für alle diese Säulen — man zählte deren in der Moschee 62 — den Platz hergenommen hatte.

Doch ich will nichts weiter anführen, um die Geduld der Leser nicht zu ermüden; sonst könnte ich noch eine lange Reihe von Decorationen beschreiben, durch die sich Servandoni den Beifall des Publikums erwarb und unter andern auch solche, die Schauder und Schrecken erregen sollten. Denn in dieser Gattung zeichnete sich Servandoni nicht weniger aus, als in glänzenden Prachtgebilden.

Seine Höhle der Zwietracht *) z. B., die nur einige zwischen den Felsenspalten hereinschlüpfende Lichter erleuchteten, hatte eine wirklich schauderhafte Düsterheit und als in der Oper: Pyrrhus im Hintergrunde einer noch dunklern Höhle auf einmal der Schlund der Hölle sich öffnete und zwischen den wirbelnden Flammen die schwarzen Eumeniden aus dem Abgrunde heraufstiegen, ergriff die Zuschauer ein banges Entsetzen. **)

Ein so vielseitiger Künstler, dem alles, was er unternahm, gelang und der nicht bloß bei dem großen Haufen Staunen zu erregen, sondern auch bei den Kunstkennern sich Bewunderung zu erwerben wußte, konnte nicht verfehlen, ein Günstling des Publikums zu werden und sich den Vorstehern der Oper unentbehrlich zu machen. Man suchte daher ihn auf alle Weise zu gewinnen nnd in Paris festzuhalten. Er wurde zum königlichen Hof-

*) Im Prolog der Oper: Proserpina. S. Mercure 1727. Fevrier.

**) Mercure 1730. Novembre.

maler und Architekten ernannt und von der Akademie der Künste als Mitglied aufgenommen. Für seine Arbeiten erhielt er ansehnliche Belohnung und zuweilen noch außerordentliche Geschenke. Dabei blieb ihm noch Muße genug zu Arbeiten für ausländische Höfe, die sie eben so freigebig belohnten. Servandoni hatte also beträchtliche Einkünfte, aber für ihn waren sie freilich nicht hinreichend. Denn von Sparsamkeit hatte er keinen Begriff; so verschwenderisch er war, wenn er den Fürsten Decorationen für ihre Schauspiele und Hoffeste angab und ausführte, so sorglos wirthschaftete er auch mit seiner eignen Kasse. Besonders soll ihm seine Gastfreiheit viel gekostet haben; manchmal, erzählt man, wenn er auf Reisen war, ließ er, um nur nicht allein zu speisen, die Bewohner der naheliegenden Häuser zu sich in den Gasthof einladen und bewirthete eine Menge ihm ganz unbekannter Personen aufs prächtigste. Er war daher immer in Schulden, mußte sich manchmal wegen seiner Gläubiger von Paris entfernen und bedurfte, um sich mit ihnen abzu-

finden, nicht selten der Beihülfe seiner Gönner. Vielleicht waren es dergleichen Verlegenheiten, die ihm die Erlaubniß verschafften, eine Decoration auf einem Theater dem Publikum auszustellen und das Eintrittsgeld, als ein Benefiz, für seinen Nutzen zu beziehen.

Diese Erlaubniß mußte Servandoni um so schätzbarer seyn, weil ihm vergönnt wurde, seine Schaustellung in den Osterferien zu eröffnen, wo alle Bühnen geschlossen waren *) und er also auf großen Zulauf der immer schaulustigen Pariser rechnen konnte; noch mehr aber, weil ihm dazu das größte Theater in Paris eingeräumt wurde. Es war dieß das prächtig verzierte, la Salle des machines **) genannte Opernhaus, das Ludwig der Vierzehnte in den Tuilerien hatte erbauen lassen. Es faßte 6,000 Zuschauer, war aber

*) Drei Wochen lang, vom Sonntage vor Ostern bis zum zweiten Sonntage nach dem Feste.

**) Weil man die Maschinen und die dadurch bewirkten Wunder und Zaubereien damals, so wie früher in Italien, für eine eben so wesentliche Zubehörde der Singspiele hielt, als die Musik.

wegen seiner Größe und weil man bei'm Baue desselben einige akustische Regeln vernachlässigt hatte, der Musik nicht günstig; die Stimme der kräftigsten Sänger verlor sich in dem weiten Hause und es war daher schon lange nicht mehr gebraucht worden. Aber zu einer Schaustellung, bei der man nur sehen und nicht hören sollte, war es trefflich geeignet, um so mehr, da seine Bühne von ungewöhnlich großem Umfange war. Sie hatte 140 Fuß Tiefe und war, den Raum der Kulissen eingerechnet, von Wand zu Wand über 62 Fuß breit. Die Höhe der Bühne betrug 54 Fuß, und darüber befand sich noch ein 22 Fuß hoher Raum für die Flugwerke und andere Maschinen. *) Hier also hatte Servandoni, den jenes kleinere Operntheater so oft in seinen Planen beengt hatte, einen seiner würdigen Schauplatz gefunden, wo er seiner Neigung zu dem Großen und Kolossalen volle Freiheit lassen konnte.

---

*) S. Tableau historique et pittoresque de Paris. Par. 1808. T. I. p. 425.



Auch wählte er zu seiner Schaustellung nichts geringeres als eine Nachbildung der Peterskirche in Rom. Doch mag ihn auch kluge Vorsicht zu dieser Wahl bewogen haben; denn durch dieses Sujet versöhnte er alle frommen Eiferer, die es mißbilligten, daß in dieser heiligen Zeit ein Theater geöffnet wurde. Servandoni bot alle seine Kunst auf und scheute keine Kosten, um etwas Vollendetes darzustellen. Sechs Monate lang waren Arbeiter aller Art mit den Zurüstungen beschäftigt. Als endlich im März 1738 das Haus geöffnet wurde, strömten die Pariser herzu und erstaunten ein über alle ihre Erwartungen großes Gebäude vor sich zu sehen. Denn es hatte zwar wirklich nach allen Richtungen hin eine bedeutende Ausdehnung; die Bogen des Kirchenschiffs z. B., die dem Proscenium zunächst standen, hatten über 50 Fuß Höhe; aber dieser Raum war durch die Magie der Perspektive und durch die kunstreiche Färbung und Beleuchtung aller Theile

*) Mercure 1738. Fevrier.

des großen Ganzen so sehr erweitert, daß man bei'm Anblicke desselben wirklich eine Ahnung von den erhabenen Gefühlen bekam, die in jenem kolossalen Tempel den staunenden Anschauer ergreifen. Man ward daher nicht müde, nach dieser übrigens auch sehr treu mit allen ihren Verzierungen nachgebildeten berühmten Kirche zu wallfahrten und die Gelegenheit Sanct Peter zu sehen, ohne eine Reise nach Rom zu machen, bestens zu benutzen.

So gut diese Schaustellung gelungen war, so befriedigte sie doch Servandoni nicht; sie war ihm zu einförmig; er wünschte das Publikum lieber mit einer ganzen Reihe verschiedenartiger Scenen, die ihm zu recht frappanten Abwechslungen und Contrasten Gelegenheit gäbe, zu unterhalten. Sei es nun, daß er auf diesen Wunsch erst bei Ausstellung der Peterskirche gekommen war, oder daß er ihn schon lange gehegt und sich nur durch diese heilige Schaustellung den Weg zu profanen hatte bahnen wollen — genug, er suchte und erlangte die Erlaubniß, im nächsten Jahre

eine Ausstellung mehrerer Decorationen zu derselben Zeit und auf demselben Theater auf seine Unkosten und zu seinem Vortheile zu veranstalten. Es war vorauszusehn, daß die einzelnen Decorationen, wenn sie gar keine Figur belebte, sich schlecht ausnehmen würden, und daß es die Zuschauer wenig interessiren könnte, die ganze Reihe derselben anzuschauen, wenn nicht die verschiedenen Scenen durch eine dramatische Handlung herbeigeführt und mit einander verbunden wären; Servandoni bat also ihm zu vergönnen, daß er mit seinen Decorationen einige pantomimische Actionen und eine Begleitung von Instrumentalmusik verbinden dürfte. Dadurch wurde nun freilich seine Ausstellung zu einer Art von Schauspiel, und damit in den Osterferien das Publikum zu unterhalten, war, wie wir gesehen haben, verboten; indessen nahm man es nicht zu genau, da ja doch, wie die Casuisten bemerkten, bei diesen theatralischen Vorstellungen weder geredet, noch gesungen, noch getanzt werden sollte; es wurde also dem Künstler sein Wunsch gewährt. Auch mag zu dieser

Begünstigung beigetragen haben, daß Servandoni's Gönner und Freunde überall verkündigt hatten, wie nützlich seine Unternehmung der Kunst seyn werde, da seine Decorationen nicht bloß das Publikum unterhalten, sondern auch als musterhafte Vorbilder bildenden Künstlern aller Art und besonders Theatermalern zum Studium dienen und ihre Ausbildung befördern würden. So entstand diese seltsame Gattung von Schauspielen, deren Servandoni in den nächstfolgenden zwanzig Jahren nach und nach neune, immer zu derselben Jahreszeit und in demselben Locale und meistens mit großem Beifalle auf die Bühne gebracht hat.

Servandoni verstand es sehr gut, die Sujets für dergleichen Darstellungen auszuwählen. Besonders eignete sich das erste, das er im Jahr 1739 ausführte, trefflich dazu, kühne und überraschende Tableaux herbeizuführen. Es war die Geschichte der Pandora, in drei großen Gemälden dargestellt. *)

*) Mercure 1739. Fevrier et Mars.

Zuerst sah man das Chaos in schauerlicher Unordnung, wo große Massen wild durch einander lagen und Licht und Dunkel im Streite waren. Es gerieth in Bewegung und allmählich entwickelte sich aus der wüsten und düstern Verwirrung eine heitere, anmuthige, mit allen Reizen der Natur geschmückte Gegend. Hier erschien Pandora und bald darauf Merkur, um sie in den Olymp zu bringen.

Dieser bildete das zweite ungemein glänzende und mit zahllosen Figuren belebte Gemälde. Um Jupiters Thron versammelten und gruppirten sich nach und nach die Götter, die aus allen höhern und niedern Regionen der Welt herbeikommen. Alle staunten, als Pandora erschien, ihre Schönheit an. Der Sonnengott theilte ihre Bewunderung und ließ den strahlenden Wagen, mit dem er über den Himmel fuhr, still halten. Alle diese Götter waren von dienenden Genien, Nymphen und Begleitern umgeben. Nach der Ankündigung des Stückes sollten über zweitausend Figuren erscheinen. Vielleicht war diese Zahl eine Uebertreibung; aber eine kaum

glaublich große Menge von Figuren muß allerdings zum Vorschein gekommen seyn. Doch wurden sie nicht alle durch lebendige Menschen vorgestellt; viele derselben waren nur Bilder, zwar nicht gemalte (denn sie werden ausdrücklich: Figures en relief genannt) sondern vermuthlich große Puppen mit Masken, Armen, Beinen u. s. w. von Carton; manchmal vielleicht nur Büsten, wenn der Raum, den der dazu gehörige Körper einnehmen sollte, von Wolken oder andern Gegenständen verdeckt wurde. Servandoni hatte schon früher einmal gewagt, in dem oben beschriebenen Pallaste der Sonne dergleichen Figures en relief anzubringen und man hatte es nicht anstößig gefunden. Sie sind auch wohl noch leichter zu vertheidigen, als gemalte, für die wir einmal in den Propyläen eine so sinnreiche Schutzrede gelesen haben, *) vorausgesetzt, daß sie mit der Vorsicht, die Servandoni gebraucht zu haben scheint, angebracht werden. Im Hintergrunde, wo er

*) Im ersten Stücke des ersten Bandes.

sie hoch oben in den Wolken, in ruhender Stellung, nur als Zuschauer aufgestellt hatte, konnten sie durch ihre starre Unbeweglichkeit nicht störend werden. Vorzüglich mögen es kleine Genien gewesen seyn; denn ohne eine Schaar geflügelter Kinder glaubte man damals eine große mythologische Composition gar nicht darstellen zu können; und da mag es freilich Servandoni bequem gefunden haben, an halsbrechenden Stellen, wo er lebendige Kinder hinzubringen nicht wagte, sie durch künstliche Repräsentanten zu ersetzen. Genug dieses Mittel half, ohne daß es ihm Tadel zuzog, zur Vermehrung des Reichthums seines ungeheuern Tableau's, neben dem die reichbevölkerten Deckenstücke von Peter von Cortona und Lucas Giordano, und selbst le Moine's Vergötterung des Herkules mit ihren 140 Figuren nur als kleine Kabinetsgemälde erschienen. Es war ein Olymp, wie man nie einen Olymp gesehen oder auch nur sich geträumt hatte.

Als diese himmlische Prachtscene, nachdem Jupiter der Pandora die unheilschwangere

Büchse geschenkt hatte, verschwunden war, endete die Vorstellung mit einem dritten Gemälde, das eine freundliche Gegend der Erde vorstellte. Aber sie verwandelte sich bald in eine Scene des Schreckens, als Pandora die unglückliche Büchse öffnete und nun plötzlich in Rauch und Qualm und unter Donnern und Blitzen alle die Ungethüme und Quälgeister erschienen, welche die kaum so mild geordnete Natur wieder in ein Chaos von Noth und Plagen zu verwandeln drohten.

Wenn die Musik, die jede dieser stummen Scenen begleitete, nur einigermaßen ausdrucksvoll und passend war, so kann man sich denken, welchen Eindruck die ganze Reihe dieser so glücklich und meisterhaft ausgeführten feen- und zauberhaften Erscheinungen hervorbringen mußte. Wirklich erndtete auch Servandoni für sein Stück, das mehreremal wiederholt und immer zahlreich besucht wurde, allgemeinen Beifall ein. Dieß munterte ihn auf, für das nächstfolgende Jahr ein ähnliches und, wo möglich, noch vollkommneres Schauspiel vorzubereiten. Er wählte dazu den

Besuch des Aeneas in der Unterwelt, den Virgil im sechsten Buche der Aeneide beschreibt, also wieder ein sehr glückliches Sujet; denn es ließ sich, da es allgemein bekannt war, durch Pantomime leicht verständlich darstellen, bot eine große Mannichfaltigkeit von Scenen dar und erlaubte die grellsten Uebergänge von einem Extrem zum andern, vom Dunkel zum Licht, vom Fürchterlichen zum Freundlichen, vom Entsetzen zum Entzücken — kurz immerwährende Ueberraschung, die Servandoni für ein Hauptmittel hielt, diese Art von Schauspielen interessant zu machen. Auch war die Erwartung des Publikums dießmal sehr gespannt und sie wurde, als im April 1740 die Aufführung erfolgte, befriedigt.

Von den sieben Decorationen, die hier einander folgten, zeichnete sich jede durch eine neue Schönheit aus. Vorzüglich gefielen die dunkeln Hölen, durch welche Aeneas mit der Sibylle zum Tartarus hinabstieg. Schauerlich traten ihnen, bald hie bald da, schreckende Phantome aus der Finsterniß entgegen. Den

Acheron, in dessen Wellen das Wasser aufs täuschendste nachgeahmt war, scheint Servandoni freundlicher dargestellt zu haben, als ihn Virgil schildert, so wie auch den melancholischen Hain der Schatten der unglücklichen Liebenden, in den Aeneas durch den Charon übergesetzt wurde und wo ihm die Dido erschien. Desto gräßlicher zeigte sich nach diesen stillen, freundlichen Gebüschen, die von lauten Klagen hallende Burg des Pluto, welche der Phlegethon mit feurigen Wogen umfloß. Hier ängstete die Zuschauer der Anblick der Qualen der Verdammten; aber bald wurden sie von ihren peinlichen Gefühlen befreit und wieder erheitert durch die Aussicht auf das schöne Elysium. Dieß war eine weite, freie Gegend, bevölkert mit Schaaren glücklicher Schatten und geschmückt mit allen Reizen der Natur, die Servandoni nicht nur üppig zusammenzuhäufen, sondern auch gefällig geordnet darzustellen so gut verstand. *)

*) Mercure 1740. Mars et Juin.

Nach diesem Schauspiele, das man für eines der gelungensten hält, die Servandoni auf die Bühne gebracht hat, stellte er im Jahre 1741 die Abenteuer, die Ulysses auf seinen in der Odyssee beschriebenen Irrfahrten erlebt hat, in sieben Decorationen dar. Vermuthlich gab es dabei viele überraschende Verwandlungen; auch fand die Pantomime Beifall, die ein gewisser Maimbrey angegeben hatte; *) mehr aber habe ich von diesem Stücke nicht erfahren können. Das Sujet war übrigens auch dießmal wieder sehr glücklich gewählt, da es, wenn auch nicht so grelle Contraste, als der Aeneas, doch vielfältige Abwechslung von Seescenen, ländlichen Gegenden und prächtigen Gebäuden (wie z. B. den Pallast des Alcinous, den sich Servandoni wohl nicht hat entgehen lassen) zuließ und herbeiführte. Auch von der Geschichte des Leanders und der Hero, die Servandoni im Jahr 1742 dar-

*) Mercure 1741. Mars.

stellte, weiß ich nichts näheres anzugeben. Vermuthlich stellten hier die Decorationen vorzüglich Ansichten des ruhigen und stürmischen Meeres vor, die bald freundliches Morgen- oder Abendlicht, bald die Blitze eines Gewittersturms beleuchteten.

Jetzt hörte Servandoni auf einmal auf, seine alljährlich wiederkehrenden Vorstellungen fortzusetzen. Vielleicht fehlte es ihm an Mitteln, die Auslagen, die sehr beträchtlich waren, aufzubringen; vielleicht war der Gewinn, da jene so viel wegnahmen, zu unbedeutend; vielleicht war Servandoni, der für ausländische Höfe immer mehr zu thun bekam, zu beschäftigt, um an etwas anderes denken zu können; genug die Pariser mußten seine Decorationsschauspiele zwölf Jahre lang entbehren. Erst im Jahr 1754 hatten sie die Freude, daß er wieder mit einem Schauspiele auftrat, worin er die Geschichte des bezauberten Waldes darstellte, die Tasso im dreizehnten und achtzehnten Gesange seines befreiten Jerusalems so malerisch geschildert hat.

Auch dieses Schauspiel gehörte nach dem einstimmigen Urtheile der Kenner zu dem Besten, was Servandoni in dieser Gattung geleistet hat. Es bestand aus fünf Gemälden, wovon eins eine Moschee, in welcher die Ungläubigen Kriegsrath hielten, und ein anderes das Lager der Kreuzfahrer vorstellte. Die drei übrigen stellten immer den bezauberten Wald vor, aber jedesmal in einer andern Beleuchtung. Sie war in diesem Stücke besonders kunstreich behandelt und das Sujet führte die mannichfaltigen Veränderungen derselben ungezwungen herbei. Das erstemal sah man den dichtverwachsenen, in einem einsamen Thale liegenden Wald in schauerlicher Dunkelheit, nur hin und wieder vom blassen Lichte des Mondes schwach erleuchtet. Hier war es, wo ihn der Zauberer Ismen durch seine Beschwörung zum Wohnsitze der höllischen Geister weihte. In einem zweiten Gemälde sah man ihn in heiterm Tageslichte. Vielleicht wurde hier das Abenteuer Tancreds vorgestellt, dem der Wald, nachdem er furchtlos in denselben eingedrungen war, nichts

Schreckliches mehr zeigte und der nur durch sein mitleidiges Herz abgehalten wurde, die Cypresse, die so zärtliche Klagen stöhnte und aus deren Wunden so viel Blut floß, umzuhauen. Von ganz vorzüglicher Schönheit aber war die Beleuchtung in der dritten Darstellung des Waldes, wo ihn Rinaldo entzauberte. In sanften Uebergängen wurde hier das anfangs matte Morgenlicht immer heller und heller, bis es sich zu dem Glanze verklärte, in dem Rinaldo jene verführerischen Zauberinnen erschienen, die musizirenden und tanzenden Nymphen, die aus den Stämmen der Eichbäume heraussprangen und ihre Königin, die reizende Armida, die aus dem Stamme der großen Myrte hervortrat. Die Kunst, mit welcher Servandoni diese allmähliche, die Natur so treu nachahmende Steigerung des Lichts bewirkt hatte, wurde von allen Kennern sehr bewundert. Doch muß, wenn Servandoni, wie er wahrscheinlich that, der Schilderung des Tasso gefolgt ist, jener glänzende Tagesschimmer bald wieder verdunkelt worden seyn. Denn bei'm Dichter ent-

steht ein fürchterliches Gewitter, da Rinaldo, taub gegen alle Lockungen, jene Myrte umzuhauen anfängt und sich durch die unter Donner und Blitz erscheinenden Gespenster von Riesen und Cyklopen, in welche sich Armida und die Nymphen verwandeln, nicht abhalten läßt, den Baum zu fällen. Erst da mit dem Falle der Myrte der Zauber gelöset wird und die Ungeheuer entfliehen, verschwindet das nächtliche Dunkel und das Tageslicht dämmert wieder freundlich durch die schattigen Gipfel der alten Bäume.

Außer jenen schönen Spielen des Lichts lobt man an diesem Stücke auch die Pantomime. *) Die dazu gebrauchten Personen waren nur mittelmäßige Künstler; aber Servandoni wußte sie so gut zu leiten und zu stellen, daß sie eine Menge schöner und interessanter Gemälde bildeten. Auch zog in diesem Stücke viel Reuterei über die Bühne, die zu einem Zwiespalt der Kritiker Anlaß

*) Mercure 1754. Mai.

gegeben zu haben scheint. Sie ritt nicht lebendige, sondern durch Kunst nachgemachte Pferde; Servandoni ließ sie daher weislich im Hintergrunde über eine Brücke defiliren und die Pferde waren klein. Ein Referent im französischen Merkur bemerkt ausdrücklich, diese Reuterei sei mit der Scene in Proportion gewesen; Noverre aber behauptet in der Beschreibung des obenerwähnten Jägerballets, die Reuter wären für die Pferde und die Brücke zu groß gewesen und hätten durch Kinder sollen vorgestellt werden. Wer von beiden Recht hat, möchte jetzt schwer zu entscheiden seyn. Servandoni, der bei einer solchen Vorstellung immer tausenderlei zu beachten hatte, könnte wohl einmal etwas versehen haben. Dafür nimmt es auch Noverre, der übrigens sowohl von Servandoni, als insbesondere von diesem Stücke, mit großem Lobe spricht. *)

*) Noverre, der späterhin oft, besonders in England, zu Decorationen die Ideen angab, mag von Servandoni manches gelernt haben.



Tasso's Wald hatte die Schaulust der Pariser von neuem geweckt und Servandoni gab ihnen nun wieder in jedem der vier folgenden Jahre ein Schauspiel von seiner Erfindung, von denen ich aber nur wenig zu berichten weiß. Das erste, im Jahr 1755 aufgeführte war die Geschichte des Admets und der Alceste, also wieder ein Sujet, wo den Zuschauern, wie im Aeneas, die Unterwelt erschien. Die zu diesem Stücke eigens componirte Musik war von einem nicht unbekannten Musiker, Namens Alexander, gesetzt worden. Derselbe componirte auch die Musik zu dem im Jahr 1756 aufgeführten Schauspiele, das die Eroberung des Reiches des großen Mogols durch den König von Persien, Thomas Kulikan und seinen Triumph darstellte; eine erwünschte Gelegenheit für Servandoni, in Decorationen und Aufzügen ein Bild der üppigen, schimmerreichen Pracht des Orients aufzustellen. Beide Schauspiele scheinen jedoch nicht so viel Beifall gefunden zu haben, als das dritte, das Servandoni unter

dem Titel: Die gekrönte Beständigkeit im Jahr 1757 aufführen ließ. Von diesem Stücke wird gesagt, seit der Höllenfahrt des Aeneas habe kein Schauspiel dieser Gattung so viel Glück gemacht. Vorzüglich werden zwei Decorationen gelobt: der Tempel des wohlthätigen Genius, von sehr edler Bauart, dem aber manche das unmittelbar nach diesem Prachtgebäude erscheinende Gefängniß noch vorzogen. Weniger gefielen die übrigen Decorationen und die Pantomime; aber die Musik, die ein pariser Tonkünstler, Namens Sodi, componirt hatte, erhielt großen Beifall. Endlich gab im Jahr 1758 Servandoni noch die Darstellung der Empörung und des Sturzes der gefallenen Engel nach Milton und brachte seitdem, so viel mir bekannt ist, nie wieder ein Schauspiel dieser Art auf die Bühne.

Man sagt, die letztere Reihe seiner Stücke habe im Ganzen weniger Beifall gefunden, als die erste, welche er in frühern Jahren aufführ-

ren ließ. Doch glaube ich nicht, daß dieß die Ursache war, warum Servandoni nichts weiter aufzustellen wagte; eher hinderten ihn wohl Mangel an Geld und Kredit. Die Zerrüttung seiner Vermögensumstände hatte mit den Jahren zugenommen. Diderot sagt einmal von ihm, *) „alles Gold von Peru würde ihn nicht reich machen, er sei wie Panurge bei Rabelais, der 15,000 Mittel zum Erwerb, aber auch 30,000 zum Verschwenden hatte; deswegen hätten es der König und das Publikum aufgeben müssen, ihn aus seinen Schulden zu ziehen.“ Wäre ihm noch geborgt worden, so hätte er doch wohl einmal wieder ganz Paris in sein Theater hereingelockt; denn er war ein sehr rüstiger Alter von fast jugendlicher Lebhaftigkeit und Thätigkeit. Nur wirkten sie leider! nicht mehr für die Kunst, sondern im Kampfe gegen die Chikanen eines langwierigen Processes und

---

*) In der Beschreibung des Salons von 1765.

als dieser gewonnen war, behaupten die Franzosen, sei Servandoni, verdrüßlich, daß er nichts weiter zu thun hatte, bald hernach (im Jahre 1766) aus langer Weile gestorben.

Indem ich nun überblicke, was ich von seinen Decorationsschauspielen berichtet habe, kann ich nicht umhin zu bemerken, daß man Servandoni doch leicht unrecht thun könnte, wenn man über den Kunstwerth derselben aus meinen Nachrichten ein entscheidendes Urtheil fällen wollte. Man müßte durchaus zuvor ihn selbst hören, um genauer zu erfahren, was er eigentlich gewollt, wie er es zu erreichen gesucht und besonders, wie viel er der Pantomime bei seinen Stücken eingeräumt hat. Denn darauf, glaube ich, kommt es bei Beurtheilung derselben vorzüglich an.

Sein Hauptzweck scheint gewesen zu seyn, interessante Situationen einer den Zuschauern schon bekannten Geschichte in großen Gemälden darzustellen. Dagegen wäre nichts einzuwenden; denn der Geschichtsmaler thut

dasselbe, wenn er eine Geschichte in einem Cyklus von Bildern darstellt. Auch kann man dieß, wie einige gelungene Versuche beweisen, mit einer Folgereihe sogenannter lebendiger Gemälde (tableaux vivans) glücklich nachahmen, und etwas dieser Art mag Servandoni allerdings im Sinne gehabt haben. Nur unterschieden sich von unsern lebendigen Gemälden seine Bühnengemälde durch zweierlei. Erstens: Nicht die Figuren, sondern das Locale, wo diese handelten, sich freuten, litten u. s. w., die Landschaften, Gebäude, Wüsteneien, nebst den Veränderungen und Verwandlungen derselben, waren die Gegenstände, deren Betrachtung die Zuschauer vorzüglich beschäftigen sollte. Die Figuren sollten, wie in vielen Landschafts- und Architecturgemälden, in denen Begebenheiten aus der Geschichte oder der Fabel vorgestellt sind, nur zur Staffage dienen. Zweitens aber durften die Figuren doch nicht ganz unbeweglich seyn, wie sie in guten lebendigen Gemälden immer sind und seyn müssen; denn Servandoni's

Bühnengemälde sollten nicht, wie jene, nur ein Paar Augenblicke angeschaut, sondern länger betrachtet werden, zumal wenn sich manches in der Scene selbst vor den Augen der Zuschauer verändern sollte; da wären unbewegliche, starre Figuren unerträglich gewesen.

Alles kam also darauf an, die Figuren so anzubringen und bei ihrer Action zu leiten, daß sie die Aufmerksamkeit nicht ausschließend an sich zogen und von ihren Umgebungen ganz ablenkten. Dieß scheint Servandoni oft glücklich bewirkt zu haben. Zuweilen ließ er die Zuschauer eine Weile auf die Figuren warten und die Decorationen spielten allein, wie im Chaos der Pandora oder in dem allmählich sich erhellenden Walde des Tasso. Manchmal waren die Figuren in großen und kleinen Gruppen als Zuschauer, die sich ruhig verhielten, vertheilt; anderemal gingen sie in Aufzügen durch die Scene. In beiden Fällen konnte das Auge von dieser nie ganz abgezogen werden. Nahmen nun auch in manchen Momenten die Hauptpersonen

eine Handlung vor, auf die der Zuschauer, ohne auf das übrige zu achten, hinblicken mußte, so war dieselbe doch gewöhnlich so einfach und mit so wenigen Geberden abgethan, daß das Auge bald wieder vom Einzelnen zum Ganzen sich wenden und frei auf allen Haupt- und Nebenparthien des großen und reichen Gemäldes umherirren konnte.

Nur in manchen Stücken und Scenen scheint Servandoni der Pantomime zu viel erlaubt zu haben. Dieß konnte keine gute Wirkung hervorbringen. Denn wenn man einen Mimiker eine Handlung von einiger Dauer, die viel feines Mienen- und Geberdenspiel fordert, vorstellen sieht, so giebt man — vorausgesetzt, daß er seine Kunst versteht — gewiß nur auf ihn und nicht auf seine Umgebungen Achtung. Wer könnte z. B., wenn er die zärtliche Alceste ihren Schmerz ausdrücken und klagend umherschwanken sähe, auf die Säulen oder die Beleuchtung ihres Pallastes achten? Alle solche Handlungen aber waren gerade in Scenen von Servandoni's

Art und Kunst am wenigsten an ihrem Platze; denn diese waren stets so üppig reich, daß man gewiß immer fürchtete, viel Schönes zu verlieren, wenn man sich zu lange auf einen Theil des vielumfassenden Ganzen fixirte und nicht unaufhörlich umherblickte. Auch glaube ich muthmaßen zu dürfen, daß diejenigen seiner Stücke, die den ungetheiltesten Beifall erhielten — die Pandora, der Aeneas und der bezauberte Wald — gerade solche waren, wo er die Pantomime am strengsten in den vorhin angegebenen Schranken gehalten hatte.

Servandoni wollte die Kunst mit einer neuen, vor ihm noch nie versuchten Gattung von Schauspielen bereichern. Ob oder wie weit er das Höchste, was vielleicht in dieser Gattung möglich wäre, erreicht hat, lassen wir für jetzt noch dahin gestellt; so viel aber, dünkt mich, ergiebt sich auch schon aus meinem unvollkommenen Berichte, daß er nicht bloß den großen Haufen anlocken, sondern auch gebildete Zuschauer befriedigen wollte, daß seine Schauspiele nicht Guckekastenstücke für

die neugierige Menge, sondern Ausstellungen von Bühnengemälden für Kenner waren, und daß er sich sichtbarlich bestrebt hat, nicht nur jedem einzelnen Bilde die höchste, ihm mögliche Vollendung zu geben, sondern auch immer in die ganze Reihe derselben Verbindung zu bringen und sie zu einem Ganzen zusammenzufügen, das eine große, poetische Idee aussprechen und das Gemüth durch den Wechsel starker und lebhafter Gefühle fortwährend in Spannung erhalten sollte.

III.

Aus einer vollständigen Uebersetzung des Lukrez.

Von

v. Knebel.

Süß' ists, anderer Noth bei tobendem Kampfe der Winde
Auf hochwogigem Meer, vom fernen Ufer zu schauen;
Nicht als könnte man sich am Unfall andrer ergötzen,
Sondern dieweil man es sieht, von welcher Bedrängniß man frei ist.
Süß' auch ist es, zu schaun die gewaltigen Kämpfe des Krieges
In der geordneten Schlacht, vor eignen Gefahren gesichert.
Aber süßer ist nichts, als die wohlbefestigten heitern
Tempel inne zu haben, erbaut durch die Lehre der Weisen:

Wo du hinab kannst sehn auf andere, wie sie im Irrthum
Schweifen, immer den Weg des Lebens suchen, und fehlen;
Streitend um Geist und Witz, um Ansehn, Würden und Adel;
Tag und Nacht arbeitend, mit unermüdetem Streben,
Sich zu dem Gipfel des Glücks, empor sich zu drängen zur Herrschaft.
O unseliger Geist, o blinde Herzen der Menschen!
In welch finsterer Nacht und unter welchen Gefahren
Wird dieß Leben verbracht, der Moment! Es liegt ja vor Augen,
Daß die Natur für sich so heiß nichts fodert, als daß wir,
Ist der Körper von Schmerzen befreit, des Geistes genießen,
Frohen Gefühls, entfernet von Furcht und jeglicher Sorge.
Und so sehen wir ein, es sei zur Erhaltung des Körpers

Weniges nur vonnöthen, ihm jeglichen Schmerz
zu benehmen:
Ja, daß Ergötzlichkeiten sogar sich häufig er-
bieten,
Wie sie zuweilen selbst die Natur nicht süßer
erheischet.
Halten im weiten Saal nicht goldene Jünglings-
gestalten
Flammende Fackeln empor, den nächtlichen Schmauß
zu erhellen;
Glänzt nicht von Silber das Haus, und wieder-
strahlt es von Gold nicht;
Schallt nicht Zithergesang zurück von getäfelten
Wänden:
Nun so lagert man sich vertraut auf weichlichen
Rasen,
Neben dem rinnenden Bach, im Schatten erha-
bener Bäume,
Pfleget des Körpers froh, obwohl bei geringem
Vermögen.
Sonderlich dann, wann die Witterung lacht, wann
die fröhliche Jahrszeit
Wieder die grünende Flur mit Blumen und Blü-
ten bestreuet.

Warlich nicht schneller entweicht die Fieberhitze
vom Körper,
Ob auf Purpur du dich und gestickten Teppichen
wälzest,
Oder gemeines Gewand um deine Schultern herum
schlägst.
Mögen demnach nicht Schätze, noch Gold, noch
Adel noch Herrschaft,
Körperlich Wohl befördern; so ist gar leicht zu
ermessen,
Daß sie weniger noch zum Wohl des Gemüthes
vermögen.
Müßte denn seyn, wann du siehst das Bild des
Krieges erwecken
Deiner Legionen Gewühl auf offenem Marsfeld,
Deiner Geschwader Gewühl auf weiter Fläche
sich tummeln,
Daß, von diesem verscheucht, die zitternde Furcht
vor den Göttern,
Sammt den Schrecken des Todes entflöh'n aus
deinem Gemüthe,
Und das Leben dir frei und ledig ließen von
Sorgen.
Finden wir aber, daß dieß nur Spiele der Kinder
und Tand sei;

Daß in der That die Furcht im Menschen, die nagende Sorge,
Nicht vor Waffengetöse sich scheut, noch drohenden Lanzen,
Sondern sich dreist unter Könige mischt, und unter der Dinge
Herrscher; und daß sie sich nicht vom Goldglanz lässet verblenden,
Noch vom strahlenden Lichte des purpurfarbenen Kleides:
Zweifelst du noch, dieß sei nicht alles Mangel an Einsicht?
Um so mehr, da so tief noch der Menschen Leben die Nacht drückt.
Denn wie die Kinder erzittern und alles fürchten im Finstern,
Also fürchten auch wir, beim hellen Lichte des Tages,
Dinge, die eben nicht mehr verdieneten Furcht zu erwecken,
Als was die Kinder im Finstern erschreckt, und womit sie die Angst täuscht.
Durchaus müssen daher des Geistes Schrecken und Dunkel,

Nicht durch die Strahlen der Sonne, des Tages leuchtenden Pfeilen,
Sondern sich durch der Natur Anschaun und Erkenntniß zerstreuen.

Anmerkung. Diese Uebersetzung, worauf wir durch Mittheilung des Vorstehenden in Voraus aufmerksam machen, erscheint (nebst gegenüber gedrucktem Original-Texte) zur Ostermesse dieses Jahres in Göschens Verlage.

D. H.

IV.

Bruchstücke

aus:

Tonkünstlers Leben.

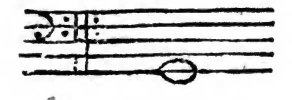
Eine Arabeske

von

Carl Maria von Weber.

(Fortsetzung.)

3.



Die Gesellschaft hatte sich frühzeitig versammelt, und Kunst und Wissenschaft wurden wie immer mit großer Lust und Lebendigkeit umgetrieben, als Diehl mit wonneverklärtem Gesicht hereinstürmte. Stellt Euch vor, rief er, man giebt nächstens den Wallenstein, aber ganz, sage ganz! Welche Freude für mich, der ich ihn immer nur mit beschnittenen Flügeln schweben sah; wie wird er sich jetzt erheben, der königliche Aar!

Aber sage mir, wandte er sich zu Felix, wie kann eine Direction dieß nicht gleich von jeher gethan haben?

Felix. Schauspieler und Direction wollen den Effect, das Publikum will das Ganze.

Aber nur erst durch das Hervorbringen des erstern wird es zum Verlangen nach letzterem geleitet. So ging es mit Schillers Werken, so wird es mit Shakspeare, Calderon u. s. w. ergehen!

Diehl. Das ist ja eine verkehrte Procedur, und ich sollte meinen, daß erst aus dem Ganzen der Haupt- und Total-Effect hervorträt.

Felix. Allerdings, sobald du die vollkommen erfüllte Intention des Dichters die Haupt- und Total-Wirkung nennst! Erst schafft der Dichter sein Werk; er verknüpft es mit all den unsichtbaren Fäden, deren Enden an die tiefliegenden Grund-Ursachen gefesselt sind. So erhält sein Gedicht oft eine Ausdehnung, welche die durch Gewohnheit zur Norm wordene Zeitdauer eine dramatische Vorstellung bei weitem überschreitet. Ein mit gesundem Ueberblick ausgerüsteter Director nimmt das Buch zur Hand, und fängt an den Wald zu lichten. Er vertilgt dabei gewiß viel Treffliches und nach der Ueberzeugung des Dichters Nothwen-

diges; was es aber deß ohngeachtet keinesweges ist, nämlich in so fern das Ganze noch anschaulich und zusammenhängend in seinen Theilen bleibt, und es nun dem Gefühle des Zuschauers überlassen ist, nur die vom Dichter ausgesprochenen und ausgeführten feinsten, inneren organischen und motivirenden Theilchen zu ergänzen. Es ergreift den Zuschauer. Er will mit sich allein den Genuß wiederholen. Er will festhalten in den einzelnen Momenten, zurückrufen, was ihn im Anschauen ergriffen hat. Er liest das Werk ungekürzt. Er ist entzückt, das, was Er — es sich im Geiste wiederholend — dazu gefühlt hatte, hier nun auch deutlich ausgesprochen zu finden, um wie viel herrlicher, als er es sich denken konnte; in welcher vollendeten wohlthuenden Form! Nun besitzt er den Dichter. Nun will er ihn auch ganz so dargestellt haben. Nun ist ihm das Lücke, was es vorher nicht war. Nun erscheint ihm das als Verstümmlung, was nur nothwendiges Zusammendrängen war. Nun hält er es aber auch länger aus, als es ihm in der

sonst gewohnten Zeit möglich schien. Er hat einen bekannten Garten vor sich; es erwartet ihn bei jedem Schritt ein liebliches Blümlein, er freut sich im Voraus auf die schöne Aussicht, die sich jetzt urplötzlich eröffnen wird. Er kennt sie schon, und doch überrascht sie ihn jedesmal, weil er wohl weiß, wie überraschend sie herbeigeführt ist. Das erstemal wollte er wissen, wo er sei, ob in einem Garten oder Labyrinth, und erst nachdem er das Ganze durchlaufen hatte, übersieht er es, und weiß, was man ihm bot.

Diehl. Ja, aber wer heißt ihm laufen? warum geht er nicht gleich anfangs ruhig und besieht sich alles ordentlich? Das ist ja eben das Unglück, daß die Leute so mit den Sieben-Meilen-Stiefeln auf Reisen, in die Kunst und ins Theater gehn!

Felix. Alle Gleichnisse hinken. Aber kannst du mir läugnen, daß die gewöhnlich angenommene Zeitdauer und Länge eines Stückes nicht sehr tief in der Natur des Zuschauers begründet sei? wie denn überhaupt alle Maaße und Grenzpunkte, die sich endlich durch un-

willkührlich, unbewußt und still einwirkende Gewalt zum Gesetz erhoben haben. Sage mir, ob du länger als drei Stunden, im Stande bist, mit angestrengter Aufmerksamkeit dem Gange und der Entwicklung eines dramatischen Werkes zu folgen? ob dich nicht die Ungeduld, den Gang der Handlung zu erspähen, der ruhigen Theilnahme zur Auffassung der einzelnen, sie leitenden und herbeiführenden Schönheiten beraubt? Unterbrich mich nicht, und wende mir etwa ein, daß, wenn dieses allein der Hauptzweck wäre, man ja jedes Stück nur einmal zu sehen brauche, und es nach dem Ende der ersten Vorstellung sein Interesse verloren habe, da man ja nun einmal wisse, wie die Sache gehe. Allerdings ist dieß keineswegs der Hauptzweck, aber auch wehe dem dramatischen Product, dem dieses Interesse an der Handlung selbst fehlt. Dabei braucht freilich das trockne Factum nicht von so schrecklicher Wichtigkeit zu seyn, daß man zum Beispiel darüber erschrecken und erstaunen würde, wenn man es auch bloß als einen dreizeiligen Zeitungs-Artikel läs. Nein, nur

durch Angabe dessen, wie und durch welche Art und Mittel es so und nicht anders auf das innere Leben und die daraus entsprin-genden Handlungen der uns vors Auge ge-führten Charaktere und Gemüthsbildungen ein-wirke, und so die Handlung des Lebens, mit einem Worte das Leben selbst, sich uns vor-spiele, erfüllt das Werk und der Dichter die Foderungen des Zuschauers an seine dramati-sche Kunst. Und wenn sein Werk bei jeder Wiederholung, wo wir doch schon genau wis-sen, was geschieht, uns nicht eben so wieder spannt, und nach und nach erregt, als das erstemal; dann haben die Mittel ihren Zweck verfehlt; dann ist es vielleicht ein Knall- und Effect-Stück, aber ohne innere Wahrheit, und darum ohne dauerndes Leben.

Diehl. Nun bin ich neugierig, wie du das auf dramatische Musik anwenden willst, und wer da Recht behalten soll, das Han-delnde, oder der Stillstand der Leidenschaft, als eigentlicher Vorwurf der Musik? Still-stand nenn' ich nämlich — vielleicht unei-gentlich aber nur als Gegensatz zu dem Fort-

schreiten im Handeln — das Festhalten eines leidenschaftlichen Momentes. . . .

Felix. Du hast sie ausgesprochen, die große Klippe aller Opern und deren Erzeuger. Wie schwer wird es Letzterem zu beweisen, ob er im Stande war, ein großes Gebilde, das wir bleibend ins Herz aufnehmen, zu verschaffen, oder, ob er nur, von unstät wandelnden Geistesblitzen zusammengesetzt, uns Einzelnes lieb gewinnen, und das Ganze darüber vergessen ließ? In keiner Art von Kunstwerken ist dieses schwieriger zu vermeiden, und daher auch häufiger vorhanden, als in der Oper. Hier ist der Wendepunkt zwischen dem Drama und ihr. Es versteht sich von selbst, daß ich von der Oper spreche, die der Deutsche und Franzose will, einem in sich abgeschlossenem Kunstwerke, wo alle Theile und Beiträge der verwandten und benutzten Künste in einanderschmelzend verschwinden und auf gewisse Weise untergehend eine neue Welt bilden. Meistens entscheiden einzelne liebgewonnene Musikstücke den Beifall fürs Ganze. Selten verschwinden die, im Augenblick des Hörens

freundlich anregenden Theile im großen Allgefühle am Schlusse, wie es eigentlich seyn sollte; denn erst muß man die ganze Gestalt liebgewinnen, dann, bei näherer Vertraulichkeit, erfreue man sich der Schönheit der einzelnen Stücke, aus welchen sie besteht. Die Natur und das innere Wesen der Oper, aus Ganzen im Ganzen bestehend, gebiert diese große Schwierigkeit, die nur den Heroen der Kunst zu überwinden gelang. Jedes Musikstück erscheint durch den ihm zukommenden Bau als ein selbstständig, organisch in sich abgeschlossenes Wesen, und doch soll es als Theil des Gebäudes verschwinden in der Anschauung desselben; dabei kann und soll es, (das Ensemble-Stück vornämlich) verschiedene Außenseiten zugleich zeigend, ein vielfältiger, auf einen Blick zu übersehender Januskopf seyn. Hierin liegt das große tiefe Geheimniß der Musik, das sich wohl fühlen, aber nicht aussprechen läßt. Das Wogen und die widerstrebenden Naturen des Zorns, der Liebe, des wonnigen Schmerzes, wo Salamander und Undinen sich umarmend in einander fließen,

sind hier vereint. Mit einem Worte, was die Liebe den Menschen, ist die Musik den Künsten und den Menschen; denn sie ist ja wahrlich die Liebe selbst, die reinste ätherische Sprache der Leidenschaft, tausendseitig allen Farbenwechsel derselben in allen Gefühlsarten enthaltend, und doch nur einmal wahr, doch von tausend verschieden fühlenden Menschen gleichzeitig zu verstehen.

Diese Wahrheit der musikalischen Rede, erscheine sie unter welcher neuen, ungewöhnlichen Form sie wolle, behauptet doch endlich siegend ihr Recht.

Die Schicksale aller Epochen schaffender oder bezeichnender Kunstwerke beweisen dieses hinlänglich und häufig. Es konnte wohl z. B. nichts fremdartiger scheinen, als Glucks Schöpfungen in jener Zeit, wo die italischen wollüstigen Ton-Meere alle Gemüther überschwemmt und verweichlicht hatten.

Wir sind jetzt, auf zwar ganz andere Weise, aber vielleicht noch gefährlicher daran, in gewissen Kunst-Irrthümern unterzugehn. Die

allwirkenden Zeit-Umstände haben nur die Extreme, Tod und Lust, als Herrscher aufgeworfen. Niedergedrückt von den Gräueln des Krieges, vertraut geworden mit allem Elende, suchte man nur Erheitrung in den gröblichst aufreizenden Kunstlüsten. Das Theater ward zum Guckkasten, in dem man gemächlich — die schöne beglückende Gemüths-Unruhe beim wahren Genusse eines Kunstwerkes ängstlich vermeidend — eine Scenen-Reihe vor sich abhaspeln ließ, zufrieden, durch triviale Späße und Melodien gekitzelt zu werden, oder geblendet durch Maschienen-Unfug ohne Zweck und Sinn. Gewohnt, im Leben täglich frappirt zu werden, that auch hier nur das Frappante Wirkung. Einer stufenweisen Entwicklung der Leidenschaft, einer geistreich herbei geführten Steigerung aller Interessen zu folgen, heißt anspannend, langweilig, und, in Folge der Unaufmerksamkeit, unverständlich. Wie selten bringt der Hörer jene ruhige unbefangene Stimmung mit, die, jeder Art des Eindrucks empfänglich, die Seele wohl dem behandelten Stoff erschließen, aber

doch sorgfältig vor bestimmter Meinung oder Richtung des Gefühles bewahrt seyn soll!

Und — rief Diehl — so wie die englische Nationalschuld steigt durch einzelne übermäßige Kraftanstrengung, eben so steigen auch die musikalischen Anleihen und Foderungen an die Kräfte und Mittel der Kunst so unmäßig, daß sie (obwohl auch nur sich selbst schuldig) doch bald mit einem totalen Banquerott endigen müssen!

Der musikalische Reichthum, den die neueste Cultur der Instrumental-Musik hervorbrachte, wird aufs sträflichste gemißbraucht. Der Luxus des Harmonien-Wechsels und die Ueberfülle der Instrumentation bei den geringfügigsten, anspruchlosesten Dingen ist aufs höchste gestiegen. Posaunen sind eine gewöhnliche Würze, ohne vier Hörner kann sich schon gar kein Mensch mehr behelfen, und so wie die Franzosen ihre Ragouts bis zur Gaumen zerfleischenden Lust immer höher und höher potenzirten, so haben sie in gleichem Schwindel, die Ohren fürs Gefühl und das Gefühl für die Ohren nehmend, mit ihrer durch und durch

revolutionären Sprudelnatur auch die Musik hinaufgewirbelt, Klarheit und Einfachheit der Harmonie schlachtend, wie sonst die Freiheit der Völker, und lustig hüpfenden Fußes über die blutrünstig gestachelten Verhältnisse des Schönen und Reinen hinwegrasend!

Halt! — rief Felix — der Eifer führt dich zu weit, wenn du einmal anfängst mit deiner Flammen-Schrift zu zeichnen, und du vergißt, daß, wenn der berühmte Componist, auf den du wohl hindeutest, von Mozarts Tiefe und romantischem Schwunge mehr betäubt, als geleitet, von Glucks höchstmöglichst gestellter Deklamations-Treue und Stärke verleitet, und von den abgestumpften Gefühlsnerven seiner Hörer zu stärkeren Reizmitteln gezwungen, nun jedes Wort mit Harmonien-Gold und Instrumentkraft unterstrich, wenn er alle mögliche künstliche Verwebungen bis zum Bizarren bunt mengte, er doch, von großem Genius beseelt, aus einem eigenthümlichen Gusse seine Werke schuf, und es Etwas ist, das da steht, das ihm gehört, und das, wenn gleich vielleicht

nicht ewig lebend, da ihm der allein Dauer gebende Stempel der Classizität fehlt, *) doch immer, als die seltsamste Verkochung des Romantischen mit dem witzig treuen Geregelten, höchst merkwürdig in der Kunst bleiben wird. Weit schädlicher jetzt einwirkend ist aber der aus Süden herüber wehende Rossinische Sirocko-Wind, dessen Glut aber bald ausbrennen wird; denn, wenn auch der Tarantelstich die Leute zum Tanzen bringt, so sinken sie doch bald erschöpft und dann geheilt nieder.

In diesem Augenblicke fiel der am Pianoforte sitzende und zuhörende Klaviermeister mit der Tarantella in rasendem Tempo ein, welcher er, geschickt und höchst witzig parodirend, di tanti palpiti zur Ergetzlichkeit der ganzen Gesellschaft zu verweben wußte. Mit taschenspielerischer Fertigkeit hatte Diehl seinen braunen Mantel umgeworfen, den Kragen zur

---

*) Hier (sagt Carl Förster sehr treffend) erfreuet den Geist, und dort die Gestaltung,
Aber im Classischen schmilzt Wesen zusammen und Form.

D. V.

Kapuze gestaltet, und unterbrach nun den Jubel von einem Stuhle auf die Versammelten herabdonnernd:

Heisa, Juchheisa! Dudeldummdei!
Das geht ja toll her, bin nicht dabei.
Ist das eine Art Komponisten?
Seid ihr Türken, seid ihr noch Melodisten?
Treibt man so mit der Tonkunst Spott,
Als hätte der alte Musen-Gott
Das Chiragra, könnte nicht dreinschlagen?
Ist jetzt die Zeit der Orchester-Plagen,
Mit Pickelflöten und Trommelschlagen?
Ihr steht nicht hier und legt die Hände in Schooß,
Die Kriegsfurie ist in den Tönen los,
Das Bollwerk des reinen Sangs ist gefallen,
Italien ist in des Feindes Krallen,
Weil der Komponist liest im Bequemen,
Höhnt die Natur, läßt sichs wenig grämen,
Kümmert sich mehr um den Knall, als den Schall,
Pflegt lieber die Narrheit, als die Wahrheit,
Hetzt die Hörer lieber toll im Gehirn,
Hat das Honorar lieber, als das Honorir'n.

Die Kunstfreunde trauern in Sack und Asche;
Der Directeur füllt sich nur die Tasche.
Der Contrapunkt ist worden zu einem Kunterbunt,
Die Lernenden sind ausgelassene Lärmende,
Die Melodien sind verwandelt in Maladien,
Und allen gesegneten klass'schen Genuß
Verkehrt man uns in Knall-Fidibus.
Woher kommt das? das will ich euch verkünden,
Das schreibt sich her von vielen Applaudir-Sünden.
Von dem Geschrei und Bravogeben,
Dem jetzt die Publikumer leben,
Wenn freche Passag' macht den Magnetstein,
Der den Applaus zieht in die Oper 'nein,
Auf den Laufer, gut oder übel,
Folgt das Gepatsch, wie die Thrän' auf die Zwiebel.
Hinter dem Esel kömmt gleich der Schwanz,
Das ist 'ne alte Kunstobservanz.
Es ist ein Gebot: Du sollt den alten
Und reinen Satz nicht unnütz halten,
Und wo hört man ihn mehr blasphemiren,
Als jetzt in den allerneusten Tonquartieren.
Wenn man für jede Octav und Quint,



Die man in euren Partituren findt,
Die Glocken müßt' läuten im Land umher,
Es wär' bald kein Glöckner zu finden mehr.
Und wenn auch für jeden falschen Accent,
Der aus eurer ungewaschenen Feder rennt,
Ein Härlein ausging aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär er geschoren glatt,
Und wär' er so dick, als Absalons Zopf.
Der Händel war doch wohl ein Kunst-Magnat,
Der Gluck schrieb doch wohl auch mit Effect,
Der Mozart hat auch, glaub' ich, Neues geheckt,
Und wo steht denn geschrieben zu lesen,
Daß sie so unwissende Kerle gewesen?
Braucht man der Dint' doch, ich sollte meinen,
Nicht größern Aufwand zu reinen Sätzen,
Als zu unreinen Gemein-Plätzen!
Aber wessen das Gefäß ist gefüllt,
Davon es sprudelt und überquillt.
Wieder ein Gebot ist: Du sollt nicht stehlen!
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort,
Denn ihr tragt Alles offen fort.
Vor euren Klauen und Geiers-Griffen,
Vor euren Practiken und bösen Kniffen
Ist die Not nicht sicher in der Zeil,

Findt die Melodie und der Baß kein Heil,
Ihr schießt mit Deutschem und Fränkischem Pfeil.
Was sagt der Prediger? Contenti estote,
Begnügt euch mit eurem Kletzerbrodte!*)
Aber wie soll man die Schreiber fassen,
Kommt doch das Aergerniß aus den Massen!
Wie das Publikum, so das Haupt;
Weiß doch niemand, an was das glaubt.

Felix.

Halt, uns Componisten mag der Herr schimpfen,
Das Publikum soll er uns nicht verunglimpfen!

Diehl, vom Stuhle springend. Und Ihr mir meinen Rossini nicht! Glaubt Ihr, weil ich seine zahllosen Schwächen kenne, ich liebte ihn darum weniger? Nein, ich lobe mir meinen liebenswürdigen ungezogenen Jungen, l'enfant cheri de la fortune! Seht, wie reizend er das Gemach durchstürmt, wie witzig glühende Funken aus seinen Augen sprühen, welche lieb- liche herrliche würzige Blümlein er jenen Da-

*) Eine Art Roggenbrot, worin des Mehls wenig, desto mehr aber Rosinen und Mandeln sind.

men in den Schoos wirft! Was schadet es denn, wenn er in der Eile einen alten Herrn auf die Zehen tritt, eine Tasse zerbricht, oder gar den großen Spiegel zerschlägt, der die Natur so herrlich widerstrahlt? Man verzeiht dem losen Jungen, nimmt ihn liebkosend auf den Arm, in welchen er wohl, gleich wieder lustig übermüthig, einen Biß versucht, dann entlaufend, an der Schule vorbei, und die armen Kameraden auslachend, die darin schwitzen, und vom Publikum höchstens mit Kartoffeln gefüttert werden, indeß er Marzipan knabbert.

Ich fürchte mich vor nichts, als vor der Zeit, wo er anfangen wird klug werden zu wollen, und der Himmel gebe der gaukelnden Libelle einen gnädigen Blumentod, ehe sie bei dem Versuch zur Biene werden zu wollen, als Wespe inkommodirt!

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Der Kampf im Quellenthale.

Zweiter Aufzug aus:

Alcindor,

Oper in drei Aufzügen,

von

F. Kind.

Morgana, eine mächtige Fürstin des Geisterreichs, hat Medora in einem romantischen Waldschlosse erziehen lassen und ihr drei Sylphiden, Zephyrine, Selinde und Nadine, (in Hoffräulein-Tracht) zu Gesellschafterinnen gegeben. Alcindor, aus Artemidor's königlichem Stamme, ist, fern vom Hofe, unter den Augen Roberts, eines ritterlichen Greises, aufgewachsen. Medora und Alcindor haben sich gesehen und lieben sich. Auch Lothar, gleichfalls Prinz und zugleich Anführer des Heers, hat Medora erblickt, sie zur Dame seines Herzens erwählt und Alcindorn zum Zweikampf um sie aufgefodert. Ein feindlicher Einfall und der Spruch des Schicksals: „daß Vereinung trenne, und Trennung vereine,“ bewegt Morgana, den Zweikampf zu verhindern, und Medoren und

Alcindorn zu trennen, nachdem sie letzterm die, auf ihren Befehl von den Erd- und Feuergeistern zubereiteten Waffen (worunter ein Schild mit drei Sternen, deutend auf die Leitsterne des Ritterthums: Glaube — Ehre — und Liebe) überreicht hat. Medora ist beim Abmarsche der Krieger ihren Begleiterinnen in die Arme gesunken. Morgana hat sie durch Berührung mit dem Lilienzepter in Schlummer versenkt, einen Schleier über sie ausgebreitet und sie dann den ihr selbst dienenden Elfen übergeben.

Zweiter Aufzug.

Das Quellenthal. Die Seitenwände sind Grotten, Springbrunnen, Cascaden, Felsen mit tropfendem und glänzendem Moose, Wasserpflanzen, Babylonischen Weiden deren Blätter und Zweige ins Wasser hinabhangen, u. s. w. Hinten gleichfalls Felsen- und Grottenwerk, wovon in mehren Absätzen ein großer Wasserfall herabstürzt, der im Hintergrunde einen breiten Strom bildet. Der Wasserfall bedeckt die Mitte und die linke Seite des Hintergrunds, und nur auf der rechten Seite ist offene Aussicht auf die Wasserfläche. Auf einer

Seite eine vorzüglich schöne Grotte, mit Muscheln, Corallen, Cristallenzinken und dergleichen verziert. Darin eine Moosbank. Es ist sternhelle Nacht und Alles vom Monde magisch beleuchtet, anfänglich grünlich-bläulich, dann heller und silberfarbig, bis sich späterhin, wie angegeben werden wird, der Horizont verfinstert.

Erster Auftritt.

Medora, mit Morgana's Schleier bedeckt, schlummert in der Grotte. Neben ihr Zephyrine, Selinde und Nadine, jetzt als Sylphiden. Sie haben leichte, kurz geschürzte Gewänder, weiß und grün mit silbernen Gürteln, sind mit Psychen-Flügeln versehen, und tragen die erste einen Maiblumen-, die zweite einen Veilchen- und die dritte einen Vergißmeinnicht-Kranz.

Zephyrine,

Medora's Schleier hebend, sie zärtlich betrachtend und leise.

Noch schläft sie lind,

Ein unschuldvolles Kind!

Selinde, ebenfalls leise.

Ei, wir schwebten auch geschwind —

Nadine, eben so.

Und im lau'sten Maienwind —



Selinde.

Ja, das gab ein Kosen, Fächeln —

Zephyrine.

Sie bewegt sich, scheint zu lächeln —

Medora drückt noch schlummernd die von Alcindorn empfangene Rose an ihren Busen, hebt den Arm, wie Jemand entgegen, und läßt ihn wieder sinken.

Nadine.

Sie träumt wohl süß —

Zephyrine und Selinde.

Von Ihm, von Ihm gewiß!

Nadine.

Der Traum scheint auch die Wangen anzufachen —

Selinde.

Sie regt sich wieder —

Zephyrine.

Still! sie wird erwachen.

Medora

erhebt sich ein wenig, schlägt die Augen auf und sieht, wie noch halb träumend, die Sylphiden an.

Ah ihr? — Doch wie? — Welch Duftgewand?

Wer flocht für euch dieß blüh'nde Lockenband?

Zephyrine.

Wir sind Sylphiden — doch Morganen schienen

Von je wir würdig, dir zu dienen —

Nadine.

Nur Täuschung war der vor'ge Stand —

Selinde.

Jetzt haben dich der Güt'gen Muttersorgen
In diesem schönen Grund verborgen —

Zephyrine.

Du bist im Quellenthal erwacht!

Medora.

Wer gab euch Flügel? — Wohl fühlt' ich ihr
Wehen —

sie sinkt wieder nieder und legt den Arm auf die Augen.

Zephyrine.

Sie wähnet noch ein Traumgesicht zu sehen.
Still! laßt uns lauschen, was des Thales Pracht
Auf ihr Gemüth für Eindruck macht!

Sie schweben davon und verbergen sich.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Bald darauf Wassergeister.

Medora

nimmt den Arm wieder von den Augen, richtet sich halb auf, lächelt, und erholt sich nur nach und nach vom Traume.

So ist es! — Ganz so, wie gedacht! —
Es war ein Gaukelbild der Phantasie,

Das erst Alcindorn Helm und Schild verlieh,
Dann — in wie hellem, wasserklarem Spiegel! —
Den Freundinnen des Sommervogels Flügel.
Wo sind sie nun? und wo Alcindor?

Stimmen aus den Quellen.

Alcindor!

Medora, sich setzend.

Wie?
Wer rief den Namen? träum' ich denn noch fort?
Wo bin ich denn? welch wunderbarer Ort!

sie steht auf und sieht sich um.

Quelle gaukelt hier um Quelle
In der stillen Mondennacht;
Von der Sterne Silberhelle
Lieblich angelacht,
Funkelt magisch jede Welle!
Welche Ruhe, welche Wunderpracht!
Bin ich denn erwacht?

Wassergeister

(hellblau mit Silber gekleidet, theils mit Schilf bekränzt, theils Schilfolken und Wasserblumen in den Händen) haben sich von der Seite, welcher Medora den Rücken zuwendet, erhoben und flüstern:

Bist erwacht! bist erwacht!

verschwinden.

Medora,

aufhorchend, sich nach der andern Seite wendend.

Wie? sprach hier jemand? — Nicht doch! —
Alles still!

Wassergeister,

von der entgegengesetzten Seite.

Alles still! alles still!

verschwinden.

Medora,

wieder nach der ersten Seite gewandt.

Wie wunderbar! Fast scheint es, Jedes will
Hier rieseln, flüstern, lispeln, wallen —

Wassergeister

von der andern Seite.

Wallen! wallen!

Medora,

von neuem nach der andern Seite gewandt.

Ich fass' es nicht! Ist dieß ein Spiegelsaal?
Sind's Meeresgärten? ist's ein Nixenthal?
Birgt das Gezweig von Muscheln und Corallen
Auch Sänger? Giebt's hier Nachtigallen?

Wassergeister

von der ersten Seite.

Nachtigallen! Nachtigallen!

verschwinden.

Medora,

in die Mitte tretend und so beide Seiten ins Auge fassend.

Hat mich von des Lebens Borden
Eine Woge fortgespühlt?
Bin ich selbst zur Nymphe worden?
Ist die Glut gekühlt?
In wie lieblichen Akkorden
Der Cascaden sanftes Rauschen wühlt!
Alles lebt und fühlt!

Einige Sirenen.

(In fleischfarbnem Tricot mit silbernen Ueberwurf, mit blonden, lang herabwallenden Haaren, oberhalb mit Perlen umwunden) tauchen im Hintergrunde aus dem Strome und wiederholen:

Alles lebt und fühlt!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die drei Sylphiden.

Medora

wendet sich nach dem Hintergrunde und wird hiebei die drei Sylphiden gewahr.

Ha! Ihr seids, liebe Mädchen! die versteckt
Mich, gleich dem Widerhall', geneckt?
Doch seid ihr's auch? woher dieß Flügelpaar?

Zephyrine.

Was wir dir vorhin schon gesagt, ist wahr!

Medora,

Zephyrinen leicht berührend, dann die Hand unter eine Quelle haltend.

Ich kann nicht zweifeln! Ja, der Traum entwich!
Morgana, sie, die Güt'ge, schützet mich!
Wie bin ich glücklich!

Die Sylphiden umarmend.

O, an eurer Brust
Werd' ich des Lebens fröhlich mir bewußt!

Wassergeister,

doch jetzt unsichtbar.

Fröhlich dir bewußt!

Medora erstaunend.

Wart ihr's denn nicht? Sind wir hier nicht allein —?

Wassergeister unsichtbar.

Nicht allein! nicht allein!

Medora.

Giebts der Bewohner dieses Thals noch mehr?

Wassergeister,

von allen Seiten, doch wie vorher.

Noch mehr! noch mehr!

Medora.

Sind's Wasserorgeln, die der Nachthauch spielt?

Wassergeister,

von einer Seite.

Nachthauch spielt!

Zephyrine.

Du hörtest ja, daß Alles lebt und fühlt!

Wassergeister,

von allen Seiten.

Alles lebt und fühlt!

Selinde.

's sind kleine Schäker! Immer laß sie walten!

Nadine.

Harmlose Wesen, niedliche Gestalten —
Bei Mondlicht lauschen sie aus Bins' und Rohr,
Ein lebend Wasserblumen-Volk, hervor —

Zephyrine.

Sind schüchtern noch — doch, glaub' uns, mit der Zeit
Gelingt es dir, in dieser Einsamkeit
Dich mit den Plaud'rern gut zu unterhalten!

Medora.

Morgana! o wie dank' ich dir!
Du linderst alle Leiden
Durch zarte Huld und Liebe mir —
Kannst du von Ihm mich scheiden?
Laß mich Ihn seh'n! O nur ein Mal!
O führ' Ihn in dieß Zauberthal —
Ein Himmel wird's uns Beiden!

Man hört in weiter Entfernung Hörnerruf.

Medora.

Was war das?

Selinde.

Nun, vielleicht ein Hirtenhorn,
Ein Zeichen, daß man wachsam vor dem Wolf.

Zephyrine.

Das werfen Echo's sich einander zu,
Wie frohe Knaben, spielend mit dem Ball,
Zumal in solcher ruh'ger, stiller Nacht.

Abermaliger, etwas stärkerer Hörnerruf.

Nadine.

Nein, Schwestern! nein! das ist nicht Hirtenruf!

Zephyrine, halb heimlich.

Ich fürchte, selbst zu diesem fernen Thal
Wälzt sich Gefahr, wälzt sich Getös der Schlacht!



Medora.

Was meinest du? — der Klang war doch ganz
eigen —

Zephyrine, vor sich.

Das Unglück naht!

Zu den zwei Andern.

Laßt uns den Hang ersteigen!

ersteigt den Felsen.

Selinde und Nadine.

O wär's vergönnt, die Arme zu beschützen!

sie folgen Zephyrinen.

Zephyrine, laut von oben.

Ich sehe fern — im Mondlicht — Speere blitzen!
Ein wild Gedräng' — ein Haufe flieht —
Er ist so wirr, daß man die Farb' nicht sieht —

Nochmaliger, weit stärkerer Hörnerruf, nun auch mit Trompeten untermischt.

Medora,

zusammengeschreckt, in der heftigsten Unruhe.

Hörner tönen! Speere blitzen!
Ja, noch wüthet die Schlacht! —
Ihm auch droh'n der Schwerter Spitzen —
Ihn verräth der Waffen Pracht —
Jetzt kann er sein Blut verspritzen! — —

Auf, Morgana, zeige deine Macht! —
Weh! die Hörner dröhnen
Schrecklicher daher!
Mit des Landes Heldensöhnen
Kämpft und siegt — und sinkt auch Er! — —
Wenn deine Huld mich auserkohren,
Morgana! — wenn du mich geboren —
So schirm' Alcindors Haupt! —
Was wär' ich, würd Er mir geraubt! —
O eil', Ihn zu erhalten!
Gieb gutem Recht des Siegs Gewinn!
Doch — heischt ihr Opfer, feindliche Gewalten,
So nehmt mein Leben hin!

Man hört das Getös immer näher, das sich nun in Siegesjubel verwandelt. Medora will nach dem Felsen, den die Sylphiden bestiegen haben.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Lothar.

Lothar,

mit gezogenem Schwert, tritt ein, noch in die Kulissen sprechend.

Bleibt hier! Mit wen'gen schützt sich dieser Paß!
Der Feinde keiner flüchte durch dieß Thal,

Und, wer euch naht, den dränget in den Strom! — —

Die Zung' klebt mir am Gaume — warlich hier

Giebts Wasser gnug, ein Heer zu tränken!

legt Schwert und Schild nieder, hält, seitwärts gekehrt, den Helm unter einen Springquell und trinkt.

Medora,

die sich mit dem Schleier bedeckt und furchtsam in den Vorgrund gezogen hat.

O! Einer von den Unsern! Ew'ge Mächte!

Vernahmt ihr mich? — O, sollt' es Wahrheit seyn?

Lothar,

den Helm wieder aufsetzend.

Das nenn' ich Labung! Ja, ich zechte

So gierig nie selbst goldnen Wein.

nimmt Schwert und Schild.

Nun, wieder frisch in Kriegsgewitter!

will fort.

Medora.

Verzieh' ein wenig, edler Ritter!

Beruh'ge mich — und sage mir geschwind —

Lothar, vor sich.

O all' ihr Sterne! welch ein reizend Kind!

Die Nymphe wohl von diesem Quellenthale —

schlägt das Visir auf.

Medora,

erschreckend, vor sich.

Was seh' ich? Er! Alcindors Feind!
Wer kannt' ihn in des Helmgegitters Stahle!

schüchtern.

Siegt unser Heer.

Lothar, lachend.

Verfänglich ist die Frage;
Denn, wer auch siegte, dir ist er ein Freund —

Medora.

Sprich deutlicher! Du siehst ja, daß ich zage —

Lothar.

Denn Schönheit schützen ist stets Ritterpflicht! —
Doch, wen du dein nennst, weiß ich nicht.

Medora.

Die Unsern sind — da, wo Alcindor ficht!

Lothar,

sie erkennend und auf sie zueilend.

Medora! Sie! — O holde Dame!
Enthülle mir den Himmelsblick!

Medora, vor sich.

O wehe mir! Alcindors Name
Verrieth mich ihm! welch Mißgeschick!

Lothar, vor sich.

Alcindor! ha! verhaßter Name!
Und doch verrieth er mir mein Glück!

Medora.

Soll ich zum dritten Male fragen?

Lothar.

Der Sieg ist unser! laß das Zagen!
Hoch sieht man unsre Fahnen ragen —

Medora.

Wie fröhlich alle Pulse schlagen!
Wie Wonne diesen Busen hebt! —
So — lebt Alcindor?

Lothar.

Ja, er lebt!

Medora sinkt, mit dankendem Blick gen Himmel, auf die Knie. Er richtet sie auf und drückt ihre Hand an sich.

Doch, was kann dir sein Leben nützen?
Du brauchst der Freunde keinen mehr!
Ich, ich allein will dich beschützen!
Die Lieb' macht diesen Arm zum Heer!

Medora.

Nie ist mein Blick auf dich gefallen —

Lothar.

Doch sah ich dich an Roberts Hand
Einst in dem schönen Thale wallen,

Wo ich dich jüngsthin wieder fand.
Da schien ich dem Ird'schen entschwunden,
Mein Herz war auf ewig gebunden:
Da, da gelobt' ich dir allein
Dieß Schwert und meinen Dienst zu weihn —

Medora.

O naht kein Gott, mich zu befrein'?

Lothar.

Und ich erfülle meinen Schwur!

Medora.

Mein Herz schlägt für Alcindor nur!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Alcindor.

Alcindor, noch außerhalb.

Was wollt ihr, Feige, hier? — dorthin wirft
sich der Feind!
Sind eurer mehr im Thale?

tritt mit gezogenem Schwert ein.

Lothar.

Wer erscheint
So trotzig hier? wer will mir Lehre geben?

Medora.

Er ist es selbst, der mir zu Hülf' erscheint!
O dank dir, Schicksal, das mich ihm vereint!

Alcindor.

Du bist's, Lothar?

Medora erkennend.

Ha! du, mein süßes Leben

Der Himmel fängt sich an nach und nach zu verfinstern.

Lothar,

Medora zu sich ziehend.

Mein ist sie jetzt! ist meine Beute!
Weh dem, der meinen Zorn empört!

Alcindor.

Hinweg, hinweg von ihrer Seite —!

Alcindor und Medora.

Lothar! Du wagst es? Unerhört!

Lothar.

Du schaltst mich vorhin einen Feigen —

Alcindor.

Mein ist ihr Herz! mein ist sie eigen!

Medora.

Dir werd' ich ewig Treu bezeigen —

Lothar.

Und weil der Schlacht Getümmel ruht —

Medora.

O Himmel! neu entbrennt die Gluth!

Lothar,

das Schwert schwingend.

So! — solchen Makel tilgt nur Blut!

Alcindor.

Wohlan! bewähre deinen Muth!

Alcindor und Lothar.

Wohlan denn! vom Kampf sind die Schwerter noch blank!

Dem Tapfersten reiche Medora den Dank!

sie stellen sich gegen einander.

Medora,

wirft sich zwischen sie.

O laßt euch meine Bitte rühren!

Versöhnung, Alcindor! Versöhnung, Lothar!

Alcindor und Lothar,

führen sie in die Grotte.

Der wäre werth dich zu verlieren,

Deß Schild nicht jedes Makels baar! —

Für Ehre und Liebe! die Schwerter sind blank!

Dem Tapfersten reiche Medora den Dank!

Sie fangen an zu fechten. Auch ausserhalb der Scene hört man Schwertergeklirr. Der Horizont ist dunkler worden; man sieht entfernte Blitze.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Rüdger, ein Anführer des feindlichen Heers, mit einer Anzahl seiner Krieger.

Rüdger.

Unser, unser ist die Schlucht,
Decket unsre Schmach und Flucht!

Feindliche Krieger.

Unser, unser ist die Schlucht!

Medora.

Himmel! welche Angst und Qual!
Ach, zum Schlachtfeld wird dieß Thal.

Alcindor und Lothar,

die fechtend mit den Schilden eben an einander ruhen, sich umsehend.

Feinde! ha!

noch drohend gegen einander.

Ein andres Mal!

sich die Hände reichend.

Jetzt verbunden Herz und Stahl!

sie stellen sich, den Angriff der feindlichen Krieger erwartend, vor die Grotte.

Rüdger,

zu einigen der Seinigen.

Halt! Wer weit're Flucht begehrt,
Dessen Brust durchbohrt dieß Schwert!

Krieger.

Haltet! stehet! frisch gewehrt!
Schwert von vorn, im Rücken Schwert!

Rüdger, etwas vortretend.

Ha! dieß erleben! diese Schand' und Schmach!
Besiegt! besiegt! kein Fähnlein hält sich mehr!
Und nun — dem Feinde dient auch die Natur!
Es zuckt der Blitz, ein Wetter zieht heran,
So schwarz, wie wir's wohl nimmer sah'n;
Will das uns hier in Wasserfluth begraben?
Des Himmels reiner Sternenplan wird Nacht —

es donnert heftig.

Krieger.

Immer finstrer wird die Nacht!
Hört, wie dort der Donner kracht!

Medora,

in Alcindors Armen.

Weh uns! welche bange Nacht!
Auch der Donner ist erwacht!

Alcindor und Lothar.

Wenn Dir auch kein Stern mehr lacht,
Fürchte nichts! Die Liebe wacht!

Rüdger, vorschreitend.

Ha! Wer da? Wer da?

Alcindor und Lothar.

Hoch Artemidor!

Rüdger.

Höll und Himmel! trügt mein Ohr?

zu den Seinigen.

Triumph! Triumph! ha! noch ist nichts verloren!
Gefangen ist Alcindor und Lothar!

Alcindor und Lothar.

Ihr jauchzt zu früh!

Rüdger.

Ergebt euch meiner Schaar!
Das Schwert mir her! Ich kenne euern Stand ——
Bedenkt, dieß holde Kind an eurer Hand —

Krieger, sich nähernd.

Ergebet euch!

Rüdger.

Zurück! Sie sind ein kostbar Pfand!
Für solche Geiseln läßt sich viel erkaufen!

Lothar.

Da gilt's zuvor ein wenig Raufen!

Alcindor und Lothar,
unter sich.

Es ist ein flücht'ger, feiger Haufen!
Sie halten schwerlich lange Stand!
laut.
Wir wissen selbst uns loszukaufen;
Für uns büßt nicht das Vaterland!

Rüdger.

Ihr seyd verlassen!
zu den Seinigen.
Schließt euch! Fest!

Alcindor und Lothar.

Verlassen, wer sich selbst verläßt!!

Rüdger.

Seht diese Menge —

Alcindor und Lothar.

Wir sind zwei!
Artemidor! — Durch! durch!

Alcindor hat die halb ohnmächtige Medora umfaßt. Lothar vor ihm.

Rüdger.

So sey es denn! Herbei!
Doch, wer sie tödtet, büßt es selbst durch Tod!

Alcindor und Lothar,

versuchen sich durch schnellen Angriff durchzuhauen und dringen wüthend ein.

Laßt sehn! laßt sehn! auch euer Blut fließt roth!

Krieger,

nun auch angreifend.

Was büßen? was sterben? — Man stirbt nur ein Mal!

Ha! Leben um Leben! und Stahl gegen Stahl!

Das Gewitter ist näher gezogen; es blitzt und donnert heftig von allen Seiten. Die Wogen des Stroms rauschen. Musikalisch-pantomimisches Kampfgemälde. Die feindlichen Krieger kämpfen zum Theil noch vertheidigungsweise und suchen die Prinzen zu entwaffnen; aber das Gefecht wird immer hitziger. Alcindor, Medora im Arme, und Lothar kämpfen wie Verzweifelnde. Sie werden umringt. Zuerst wird Lothar, dann auch Medora von Alcindor getrennt. Die Sylphiden auf dem Felsen strecken die Hände, bald wie um Hülfe flehend gen Himmel, bald nach Medora aus. Medora kann zu jenem Felsen nicht gelangen, erklimmt aber den gegenüberstehenden. Krieger folgen ihr nach. Allenthalben Verderben erblickend stürzt sie sich, auf der offenen Seite des Theaters, vom Felsen in den Strom. Die Sylphiden erheben angstvoller die Hände. Alcindor, Medora's Sturz gewahrend, bricht sich an der vom Wasserfalle bedeckten Seite eine Bahn zum Strande, und wirft sich, hoch das Schild emporhaltend,

gleichfalls in die Wogen. Er sucht dorthin zu schwimmen, wo Medora untersank. Krieger, theils erschrocken zurücktretend, theils triumphirend. Man sieht Medorens Schleier auf dem Strome; auf der andern Seite bleibt Alcindors Arm mit dem Sternenschilde sichtbar. Lothar ist im Vorgrunde in ein Knie gesunken und sein Schild zerhauen; er vertheidigt sich nur noch schwach. Kriegerischer Jubel. An der offenen Seite des Hintergrunds erhellt und röthet sich plötzlich der Himmel, und man sieht in lichtem rosenfarbnem Schimmer Morgana auf den Wellen schweben. Sobald sie sichtbar worden, fällt der Vorhang.

Druckfehler im zweiten Hefte.

S. 3. Z. 2. und S. 20. Z. 14. ist der Gedankenstrich hinwegzulassen.

S. 3. Z. 21. nach: fühlen, statt des Punkts ein Ausrufzeichen.

S. 17. Z. 12. l. Mahom st. Mahon, ingl. er finde st. erfinde.

S. 21. Z. 14. l. quidlibet st. quid libet.

S. 35. Z. 9. l. Paladine st. Peladier.

S. 39. Z. 5. l. Sternbald st. Sternbold.

S. 86. Z. 22. l. weilt st. eilt.

S. 87. Z. 10. l. deß st. das.

S. 111. Z. 11. ist: Herren hinwegzulassen.

S. 121. Z. 14. l. den st. die.

Verbesserung.

S. 13. ist durch die, in der Handschrift übersehene Vermischung einer frühern und einer spätern Lesart, eine Unregelmäßigkeit entstanden. Die ganze Stanze LI. muß folgendergestalt gelesen werden:

LI.

Hoch von Morena's dunklem Pic bestreichen
den Bergpaß Batterien erzgestählt.
Ringsum, so weit die schärfsten Blicke reichen,
die Vorpost samt der Spähwacht, so nie fehlt,
das Streitroß, unterm Schilfdach angepfählt,
zerstörte Wege, Gräben, Dreißigpfünder,
die Felsenschlucht zum Speicher gutgewählt,
der Pfahlvermach, die funkensprüh'nden Zünder
am Spitzsäulkugelwerk, sind nahen Kampfs Verkünder. 10.

Inhalt des dritten Heftes.

Hiebei ein Umriß von Gerhards v. Kügelgen Brustbilde, zu S. 91 ff. des Januar-Stücks gehörig, welchem er auch beim etwaigen Einbinden vorzuheften ist.



